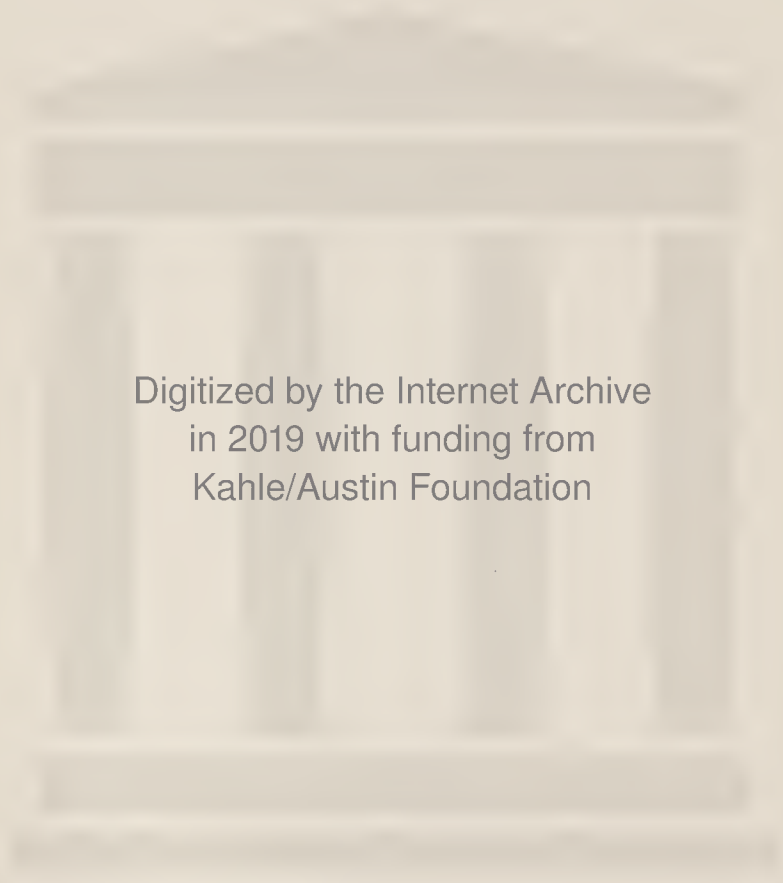


NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY
LIBRARY



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Ernst Moritz Arndt

Wien

Eingeleitet und erläutert

von

R. F. Arnold

Wien 1913

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft

K. u. K. Hofbuchdruckerei Carl Fromme, Wien.

DE 853. A6

Einleitung

Ernst Moriz Arndt gehört nicht zu jenen Schriftstellern, die nur dank einer durch hundert oder fünfzig teilbaren Zahl von Jahren ein- und das andremal über der Bewußtseinschwelle ihrer Nation auftauchen. Vor allem: seine Persönlichkeit ragt über die Geschichte bloß der Literatur weit hinaus; wer könnte sich den biederben Deutschen aus der Zeit zwischen Jena und Leipzig, wer aus der Demagogenhege, wer aus dem Parlament der Paulskirche hinweg denken? Und seine Dichtungen, jene wenigstens, die er auf der Höhe des Lebens und Wirkens schuf und in die er sein ganzes Herz, das getreue und tapfere, legte, sind sie nicht heut in Lieder- und Kommerzbüchern noch ebenso lebendig wie vor einem Jahrhundert, da man sie erst mit Lebensgefahr abschriftlich von Hand zu Hand reichte, da sie dann an Wachtfeuern auf russischer, deutscher, französischer Erde erklangen? Wenn irgendeiner, so kann er der üblichen literarischen Jubiläen, der mit ihnen untrennbar verbundenen kritiklosen Begeisterung entraten und ruhig einer — leider noch ausständigen — erschöpfenden geschichtlichen Würdigung entgegensehen. Gestalten wie die seine haben da nur zu gewinnen.

Aber da man, wie gesagt, den glorreichen Befreiungskrieg sich schlechterdings nicht ohne den Verfasser des „Geists der Zeit“ vorstellen kann, so wird dieses Säkularjahr der Leipziger Schlacht ganz von selbst auch zu einem Jubiläum dessen, der sie an seinem Teile nimmermüde vorbereitet und am schönsten besungen hat.

Bei solchen Feiern, sie mögen nun Lebenden oder Toten gelten, hören wir am liebsten die Hauptperson selbst sprechen; nun trifft es sich, daß den Jubilar vor hundert und etlichen Jahren eine Reise quer durch Oesterreich geführt, von Engelhartszell bis nach Triest, daß er geraume Zeit in der Reichshauptstadt gelebt, daß er diese Reise und zumal seinen Wiener Aufenthalt ausführlich und fesselnd beschrieben hat und daß das Werk, welches diese Beschreibung enthält, nur noch in einigen Bibliographien und Bibliotheken existiert, sonst aber nicht bloß den Gebildeten überhaupt, sondern selbst genauen Kennern jenes Zeitraumes fremd ist. So rechtfertigt sich wohl unschwer das Beginnen einer Wiener Korporation, diese Schilderung Wiens durch den jungen Arndt als ein wertvolles Dokument zur Geschichte des Mannes und der Stadt neu herauszugeben, und auch der Herausgeber wird keiner Entschuldigung bedürfen, wenn er dies Dokument einbegleitet und erläutert.

Ausgangspunkt der eben erwähnten Wanderung Arndts war das Pfarrdorf Altenkirchen im Norden seiner Heimatsinsel Rügen, wo er bis zu seiner Abreise als Hofmeister im Hause des als Dichter bekannten Propstes Kosgarten wirkte; die durch die Freigebigkeit von Arndts Vater ermöglichte Reise begann mutmaßlich Mitte Mai 1798. Über Greifswald, Jena, Weimar, Erfurt gelangt er nach Bayreuth, das er am 19. Juni 1798 verläßt (hier setzt die Beschreibung ein). Weiter über Erlangen Nürnberg (ab 5. Juli) nach Regensburg; hier beginnt die von so vielen Reisenden des 18. und 19. Jahrhunderts geschilderte Talfahrt auf der Donau. Am 11. Juli schläft Arndt zum erstenmal auf österreichischem Gebiet, in Engelhartszell, am 13. in Linz, am 14. in dem noch heut existierenden Gasthof „zum Elefanten“ in Stein, am 15. Juli, einem Sonntag, landet er um 10 Uhr vormittags „bey Nußdorf unter dem Leopoldberg“.

Nun weilte er fast zwei Monate in Wien. Schnell bildete sich um den geist-, temperament- und charakter- vollen Mann, der in der Blüte seiner Kraft stand, ein Freundeskreis, zu dem die Mediziner Lübeck, Christian Ehrenfried Weigel, später königl. Leibarzt in Schweden, und William Motherby aus Königsberg (für dessen Gattin Arndt fünfzehn Jahre später in Liebe entbrannte), ferner Karl Mayr gehörten*. Über einen fünften, musikliebenden Freund St. wissen wir nichts näheres. In Gesellschaft dieser, ihm wohl vielfach gleichgestimmten Jünglinge durchschweifte Arndt unermüdet die damals einzige Großstadt der Deutschen und ihre herrliche Umgebung, ein Ausflug führte ihn, Motherby und drei andre sogar ein gut Stück nach Ungarn hinein**. Seine Briefschaften ließ er sich an die Buchhandlung des Edlen v. Mösle adressieren; Quartier nahm er beim „Schwarzen Adler“ in der Leopoldstadt, dann, gewiß um billiger zu wohnen, in einem Privathause, zuletzt bei Freund Weigel in der Alservorstadt (Lebensbild S. 30). Am 11. September verließ er, nicht leichten Herzens, die liebgewordene Stadt, übernachtete am 12. in Gloggnitz, am 14. in Mariazell, am 15. in Krieglach, am 17. in Graz, am 20. in Laibach und traf am 22. in Triest ein. Vom 25. bis zum 27. September dauerte die Überfahrt nach dem eben erst (im Frieden von Campoformio) österreichisch gewordenen Venedig und hier blieb er bis zum 6. Oktober. Über Ferrara und Bologna gelangte er am 18. Oktober nach Florenz, unternahm von da aus zu Ende 1798 eine eilige Rundreise durch Mittel- und

* Vgl. Ernst Moritz Arndt, Ein Lebensbild in Briefen. Herausg. von Heinrich Meisner und Robert Geerds (1898) S. 30; ferner Reise ² 1: 288.

** Am 17. August begann die Donaufahrt nach Pest, wo die Freunde vom 21. bis zum 26. verweilten; Rückweg zu Fuß und Wagen über Raab und Eisenstadt, Ende August Ankunft in Wien. Diese Exkursion ist nur in der 2. Auflage des Reiseverkes geschildert (s. u.), vgl. ferner auch einen Brief Arndts an seinen Vater (Lebensbild S. 29 f.).

Oberitalien, auf der er unter anderm auch Mailand und Turin besuchte, dann mußte er, gleichsam vor den Toren Roms, das zu Ende 1798 von den Truppen der französischen Republik besetzt worden war, kehrtmachen, verließ Florenz am 21. Februar 1799, reiste über Livorno, Pisa, Genua (11. bis 20. März), Nizza (22. März bis 3. Mai), Marseille und Lyon nach Paris, wo er am 26. Mai eintraf und bis zum 9. August wohnte. Dann ging es über Brüssel, Lüttich, Aachen nach Köln; zum erstenmal stand er an der „brausenden Landespforte“, deren treuester Wächter er nachmals werden sollte. Von Köln fuhr er rheinaufwärts nach Mainz (30. August). Hier bricht die Beschreibung der Reise ab, aber wir können sie aus einem Briefe Arndts* und aus den „Erinnerungen“** wenigstens hinsichtlich der noch folgenden Route ergänzen: über Frankfurt, Hanau, Jena, Leipzig, Berlin reiste er heim zu seinen Eltern nach Löbnitz bei Stralsund.

Diese Reise nun oder vielmehr den größten Teil derselben hat Arndt in einem umfänglichen Werk beschrieben, das, wiewohl es seinerzeit Aufsehen machte und schnell eine zweite Auflage erlebte, dennoch in der Folge schnell vergessen wurde, von den Lesern wie vom Verfasser, und heute so selten geworden ist, daß ich es nirgendwo mit voller bibliographischer Genauigkeit beschrieben finde. Allerdings bereitet solch einer Fixierung namentlich die erste Auflage der „Reisen durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799“ (Leipzig, Heinrich Gräff) durch die wunderliche Art, wie sie angeordnet und betitelt ist, manche Schwierigkeit: von den sechs Kleinktabbänden gehört zunächst der zweite chronologisch vor den ersten und hat seinen eigenen Separattitel***

* Lebensbild S. 35.

** Erinnerungen aus dem äußeren Leben (Reclam) S. 83.

*** „Bruchstücke aus einer Reise von Baireuth bis Wien im Sommer 1798“ (1801).

und solche Separattitel vereinigen auch Band 1 und 3*, ferner 4, 5 und 6**. Die Reise verteilt sich derart auf die einzelnen Bände, daß der zweite uns von Bayreuth nach Wien, der erste von Wien nach Florenz, der dritte von Florenz nach Genua, der vierte von Genua nach Paris-bringt; der fünfte Band wird gänzlich durch eine Schilderung des Pariser Lebens in Anspruch genommen, auch noch eine Partie des sechsten, dessen Rest auf die Route Paris—Mainz entfällt. Papier, Druck und sonstige Ausstattung der ersten Auflage genügen nur bescheidenen Ansprüchen; gleichwohl kostete der einzelne Band nicht weniger als 1 Rthlr. 8 Gr.***

Viel besser hat Gräff die zweite „verbesserte und vermehrte“ Auflage ausgestattet, die 1804 in vier Großoktabänden unter dem leicht veränderten Titel: „Reisen durch einen Theil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799“ erschien. Jeden Band schmückt ein blattgroßer Holzschnitt des bekannten Gubiz †, Papier und Druck sind, nach damaligem Maßstab beurteilt, lobenswert; in der Erzählung ist die richtige Reihenfolge hergestellt und die in der ersten Auflage fehlende Schilderung des Ausflugs nach Ungarn hinzugefügt, so daß nun Teil 1 von Bayreuth bis

* „Bruchstücke aus einer Reise durch einen Theil Italiens im Herbst und Winter 1798 und 1799“. Erster, bzw. zweiter Teil (1801).

** „Bruchstücke aus einer Reise durch Frankreich im Frühling und Sommer 1799“. Erster, bzw. zweiter Teil (1802), dritter Teil (1803).

*** Vgl. Allgemeine Literaturzeitung Jahrg. 1801, 10. Januar, Intelligenzblatt Nr. 5; Voranzeige des Verlegers ebenda Jahrg. 1800, 8. November, Intelligenzblatt Nr. 184.

† Es wäre zu untersuchen, ob und inwiefern zwei von den vier Bildern zur Ikonographie Arndts gehören. Die betr. Holzschnitte (zu Bd. 3 und 4) stellen den Verf. in Situationen, die eben der „Reise“ entnommen sind, dar, u. zw. als stämmigen, untersehten, brünetten Mann mit Backenbart, wie ihn Arndt auch noch in späteren Jahren trug. Gubiz könnte unsern Autor sehr wohl z. B. 1799 in Berlin gesehen haben. Auch das Bild zu Bd. 1 zeigt den Verf., aber in so kleinen Dimensionen, daß weder von Ähnlichkeit noch Unähnlichkeit die Rede sein kann.

Venedig, Teil 2 von Venedig bis Florenz und von da nach Genua, Teil 3 nach Paris führt, dessen Schilderung in den 4. Teil übergreift; ebenda auch der Schluß, die Route Paris—Mainz.

Um die Reise zunächst als touristische Leistung voll zu würdigen, muß man in Anschlag bringen, daß Arndt, von Jugend auf ein unermüdlicher Wanderer und trotz kleiner Statur von hervorragender Körper- und Widerstandskraft, als würdiger Zeitgenosse Ceumes einen großen Teil der Route zu Fuß zurücklegte, Stab in der Hand, Säbel an der Seite, Tornister auf dem Rücken, und daß zu solcher Wanderschaft in jenen unruhigen Zeiten Mut und Findigkeit gehörte. Schon 1794 hatte er einen derartigen Riesenspaziergang von Jena über Leipzig durch den Harz nach Braunschweig und Gelle unternommen; auch 1798 sehen wir ihn die Strapazen, die ihm seine Dürftigkeit auferlegte, nicht nur tapfer ertragen, sondern geradezu auffuchen. „Auf Reisen“, schreibt er selbst, „bin ich wohl der unverzagteste und fröhlichste Mensch; da kann mir nichts so arg werden, kein Regen so durchnässend, kein Wind so schneidend seyn, daß ich blott* werden sollte . . . Die Leute, die bloß zum Zeitvertreib und mit gar großer Bequemlichkeit reisen, hätten füglich ebenso gut hinterm Ofen bleiben können“ (Lebensbild S. 16 f.). Aber so reisen, wie er 1794 und 1798, 1804 (nach Schweden) und 1812 (nach Rußland) reiste, in ununterbrochnem Verkehr mit der Bevölkerung, in ununterbrochnem Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten, auch wohl von Räubern oder Häschern bedroht, das war die Lust des freidigen Manns, da denn wenige deutsche Dichter gleich weit in der Welt herumgekommen sind wie er, der Europa von Florenz bis zum 64. Breitengrad, von Paris bis Moskau, zumal aber sein geliebtes Deutschland wie vielemal kreuz

* Ursprünglich = nackt, kahl; dann = mürbe, hinfällig. Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 2: 152, 194 f.

und quer durchstreift hat. Die Fähigkeit, mit Hoch und Nieder gleich sicher und gewandt zu verkehren, eine durch nichts zu verblüffende Geistesgegenwart, erprobter Mut, stählerne Nerven — all diese, dem großen Agitator wertvollsten Güter hätte er sich kaum in einem Rügen-
schen Pfarrhof, kaum in einem Hörsaal von Greifswald oder in königlich schwedischen Kanzleien erworben: sie sind Früchte energischer Selbstzucht, auf kühnen Wander-
fahrten nach allen vier Straßen der Welt herangereift.

Aber von allen Reisen Arndts ist keine für ihn so wichtig geworden wie die, welche ihn und auf seinen Spuren heut uns nach Wien führt, ihn freilich noch weit drüber hinaus. Als er in Altenkirchen sein Bündel schnürte, stand er im 29. Lebensjahre, aber immer noch hatte er keine feste Stellung, kein klares Lebensprogramm, noch immer sich selbst nicht gefunden. In seinem Geiste kreuzten und hemmten sich die verschiedensten „Richtungen“ des nunmehr scheidenden großen Jahrhunderts: Rationalismus und Pietismus, das antike Schönheits- und das Naturevangelium Rousseaus, die milde Ethik der Humanitätsapostel und die strenge Kants, ein tief eingewurzelter altschwedischer Royalismus und die Ideenwelt der französischen Revolution. Aus diesem Chaos rettete er sich halb unbewußt „in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit“, ließ Eindrücke in ungeheurer Menge auf sich einströmen, gewann den Franzosen*, der Revolution, ja der Aufklärung** gegenüber einen festen Standpunkt für seine dann schon 1802 („Germanien und Europa“) einsetzende Kritik des Zeitgeists; und in ihm, der sich auf der ganzen Reise seines verratenen und zerrissenen Vaterlandes geschämt und sich

* Noch Reise usw. 15: 123. „Diese Nation, die ich ewig lieben muß.“ Vgl. dagegen im 6. Bande allenthalben die entrüstete Schilderung der damaligen Franzosenherrschaft am Rhein.

** 3. B. Reise 11: 10 „Was ist unsere Aufklärung? Meistens äußerer Schimmer, kein inneres warmes Licht, kein glühender Feuerstrahl“.

selbst auf deutschem Boden (übrigens ohne gradaus zu lügen) für einen Schweden ausgegeben hatte, „der ein sechs, sieben Jahre in Deutschland gelebt“ (Reise ¹²: 135)*, in ihm erwachte gerade in der Zeit tiefster Erniedrigung der Nation und gerade in der Fremde die schüchterne Hoffnung auf eine Wiedergeburt deutschen Geistes, die Liebe zu dem von den Fremden, den angeblichen Befreiern, erst recht unterjochten Volk. Nur wenige Jahre später, und so trat noch hinzu der von der Romantik geweihte, unbeirrbar Glaube an „des Deutschen Vaterland“, den einheitlichen und mächtigen Nationalstaat, und in diesem Glauben hat er, ein neuer Hutten, gegen die oberste Gewalt seiner Zeit gestritten und nach unbeholfenen Jugendversuchen das gefunden, was Goethe an Byron als „eigensten Gesang“ rühmt.

So macht denn in Arndts Leben die italienische Reise kaum weniger Epoche als zehn Jahre vorher in dem Goethes, und er hat ihrer mehr als einmal in tiefer Dankbarkeit gedacht: „Ich habe diese Reise fast wie ein Bruder Sorgenlos gemacht, fast als wäre ich ein hochgeborener Reichsfreiherr gewesen, die straffe Börse und die blanken Wechsel abgerechnet; indessen ich bin später gewahr geworden, daß in mir ein dunkles Ziel lag, das ich damals nicht wahrte“ (Erinnerungen aus dem äußeren Leben, Reclam S. 83). Ein andermal: „Das war ein Einfall von Gott; denn ohne sie [die Reise] wäre ich vielleicht nie ein Mann geworden. Sie hat mir zuerst Klarheit und Freiheit in mir selbst gegeben und jenen Mut, der nicht mehr kindisch vor dem Bösen zittert, weil er des Guten ewig gewiß ist.“ Ja er stellt 1800 in einem Gesuch (an den schwedischen Generalgouverneur von Pommern, Lebensbild S. 38) seine Reise als einen Rechtstitel auf amtliche Beförderung hin: „Um durch die lebendige Welt schneller zu erlernen, was der todte Buchstabe nur unvollkommen giebt, und zugleich die schönsten Denk-

*) Vgl. auch ¹²: 142, ²⁴: 291.

mäler des Altertums und die herrlichsten Werke der Neuern mit eigenen Augen zu bewundern und mein Urtheil über menschliche Begebenheiten und Thaten in dieser merkwürdigen Zeit durch den Augenschein zu berichtigen, habe ich zwey Jahre* angewandt, den größten Theil meines teutschen Vaterlandes, Ungern, Italien und Frankreich zu besuchen“.

Aber auch in anderer, keineswegs belangloser Hinsicht datiert von jener Reise ein Abschnitt in Arndts Leben. Denn mit der Darstellung seiner Wanderfabrt trat er zum erstenmal vor das große deutsche Publikum. Nichts von den bis dahin veröffentlichten Gedichten oder Abhandlungen war über den Leserkreis einzelner Musenalmanache oder über den Horizont von Greifswald hinausgekommen; nun zum erstenmal prägte sich der gebildete Deutsche den Namen des Mannes ein, der fortan noch zwei Menschenalter zu allen Lebensfragen der Nation Stellung nehmen sollte — einen Namen, der sich auch in Jahrhunderten noch in Geschichte und Literaturgeschichte behaupten wird. Wir wundern uns gar nicht, daß dem Buch eine sehr freundliche Aufnahme** und, wie wir schon wissen, schnell

* Stimmt nicht (s. o.), es wäre denn, daß A. auch die Fußreise von 1794 und sonstige kleine Wanderungen mit in Anschlag bringt.

** Vgl. (Zenaische) Allgemeine Literaturzeitung vom 26. März 1802: „Der Vf. ist einer von den wenigen Reisebeschreibern, die die Individualität eines Landes ebenso glücklich aufzufassen als lebendig wiederzugeben verstehen . . . Man sieht ihn vor sich stehen, hört ihn erzählen und wird immer mehr für ihn eingenommen. Er ist ein junger biderer jovialischer Mann, der . . . in den vertraulichen Zirkel seiner Freunde zurückgekommen ist und nun alles, was er gesehen hat, mit der lebendigen Wärme der ersten Anschauung wiedererzählt. Er spricht völlig ungeniert, sagt alles heraus, was ihm in den Mund kommt; aber es sind seine Beobachtungen, seine Ansichten, seine Erfahrungen, und alles was er erzählt, kommt aus erster Hand . . . Wer sich einmal in der Gesellschaft eines ächten Natursohnes wieder erholen will, dem mag unser Vf. aus voller Überzeugung empfohlen sein“. — Ganz ähnlich äußert sich Bm (= Professor C. A. Fischer in Würzburg, vgl. Parthey, Die Mitarbeiter an Fr. Nicolais Allg. Deutscher Bibliothek 1842, S. 85) in der Neuen

eine zweite Auflage zuteil wurde. Noch heute gewährt es eine überaus anziehende und lehrreiche Lektüre, führt es doch durch einen großen Teil Mitteleuropas und zu einer Zeit allgemeiner Umwälzung, schildert es doch Land und Leute lebendig und ohne Vorurteil, spricht sich doch in jeder Zeile eine kräftige und sympathische Persönlichkeit aus. Nun bedenke man aber noch, wie aktuell die sechs Bändchen zur Zeit ihres Erscheinens wirken, wie interessant die Zeitgenossen ein Buch finden mußten, welches das franciscische Österreich, das Italien des zweiten Koalitionskrieges mit seinen Eintagsrepubliken, zuletzt das französische Direktorium, über welchem bereits dräuend Bonapartes Gestirn heraufstieg, ohne Rücksicht nach Rechts und Links, nach Oben und Unten schwungvoll darstellt. Aber nur wer, wie Schreiber dieser Zeilen, einige Duzend Reiseschilderungen aus dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts gelesen hat, wird Arndts Erfolg völlig begreifen, denn — ganz wenige, etwa Forster und Seume, abgerechnet — schreiben jene Touristen alle entweder wie aufgeklärte Pedanten vom Schlage Nicolais oder in einem durch die beliebte Briefform unterstützten, affektiert-sentimentalen Stil; bei der einen Kategorie erdrücken die Notizen die Persönlichkeit, bei der andern ist die Reise nur der herkömmliche Vorwand für Gefühlsduselei. George Forsters „Ansichten vom Niederrhein“, die „Reise eines Liefländers“ von Schulz, Seumes „Spaziergang nach Syrakus“ und eben Arndts „Reise“ stehen unter den deutschen Reisewerken der Jahrhundertwende ganz isoliert da.

Arndts Reise durch Österreich und Wiener Auf-

Allg. Deutschen Bibliothek 73, II (1802): 391. „Alles lebt und bewegt sich in diesem anziehenden Werk und ist der Abdruck der frischesten und originellsten Lebensansicht. Die Leser werden einen Mann erkennen, der bei soviel Talenten nur ein wenig strenger gegen sich selbst zu werden braucht, um auch in Rücksicht des Stils und der Darstellung etwas durchaus Vortreffliches liefern zu können.“ — Die beiden zitierten Zeitschriften waren die angesehensten kritischen Organe jener Tage.

enthalt fiel in das kurze Intervall zwischen dem ersten und zweiten Koalitionskrieg. Noch herrschte hier die patriotische Begeisterung, für die das berühmte Wiener Aufgebot und Haschkas Kaiserlied am deutlichsten zeugen; der Frieden von Campo Formio hatte das Gebiet der faktisch besiegten Monarchie gleichwohl erweitert und nach wie vor galt sie in Europa als festestes Bollwerk für Thron und Altar. Eben erst hatte der Staat in äußerster Gefahr seine Lebensfähigkeit und Lebenskraft trefflich bewährt; nun hing dem sanguinischen Wiener der Himmel voll Geigen und die frohe, ja übermütige Stimmung des Jahres 1798 zog auch Arndt in ihren Bann. Er betrachtet und schildert unser Land und unsere Stadt mit unverhohlener Sympathie; behaglich läßt er sich von den Wogen des sorglosen und sinnensfrohen Lebens schaukeln; wo er kritisiert oder tadelt, geschieht es zumeist, allerdings nicht immer, in ganz freundschaftlicher Weise. Am ehesten reizen noch Einzelheiten des Kultus den pommerischen Lutheraner zu scharfen, ja sogar rohen Worten; aber im ganzen genommen: wie viel mehr Verständnis für den süddeutschen Katholizismus bekundet doch dieser Ex-Theologe als sein älterer Zeitgenosse, der unduldsame Toleranzapostel Nicolai. Und auch die herbe Kritik im Abschnitt „Die Menschen“ wird durch eine warme Anerkennung des Nationalcharakters fast wieder aufgehoben.

Überhaupt erscheint Arndt unter den allerersten „Reichsdeutschen“, welche für unsere heimischen Verhältnisse einen anderen Gesichtswinkel finden, als den mitleidiger Herablassung oder grimmiger Anklage; der Umschwung fällt mit dem von der Aufklärung zur Romantik chronologisch so ziemlich zusammen, und gewiß ist auch eine ursächliche Verbindung vorhanden. Die bekanntesten und darum auch hierzulande verhaßtesten Vertreter der älteren Auffassung waren zwei Männer, die kurz nacheinander das Josephinische Wien besucht und beschrieben hatten, ein Nord- und ein Süddeutscher,

ein verhältnismäßig radikaler und ein gemäßigter Aufklärer, Nicolai* und sein Freund der Karlsruher Gymnasialprofessor Heinrich Sander (1754—1782)**, deren Angriffe sich vornehmlich gegen Bigotterie und Aberglauben, Genußsucht und Unbildung unserer Landsleute richten. Mit deutlicher Beziehung vor allem auf Nicolai sagt ein selber im Lager der Aufklärung stehender Mann, der Sachse Karl Gottlob Küttner*** von den bisherigen Darstellern Wiens, es sei, „als wenn sich diese Herrn das Wort gegeben hätten, alles durch ein trübes Medium zu sehen und das, was sie nicht geradezu entstellen, mit soviel Schärfe zu beurtheilen, und solange zu recensieren, bis es entweder in den Augen des entfernten Lesers eine andere Gestalt bekommt oder aus seinem rechten Gesichtspunkte verrückt ist.“ Und unter dem durch diese „Recensenten“ erzeugten Odium hatten, wie es im Leben ja häufig geht, nachher Unschuldige zu leiden. „Ein paar Männer, welche seit kurzem den hieher rei-

*) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 (1783—96) XII; davon entfallen Bd. 2 (1783) 3. L., Bd. 3 und 4 (1784) und 5 (1785) ganz auf die Beschreibung Wiens. In 6 (1785) ein Ausflug nach Ungarn, wie in Arndts „Reise“ 21. — Das bekanntlich auch in den Xenien verspottete unförmliche Werk (genaue Gleschisierung in meiner „Allg. Bücherkunde“ S. 249) hat wie anderswo so in Osterreich eine heftige Polemik entfesselt; vgl. Goedekes Grundriß 341 : 502 f.

** Beschreibung einer Reise durch Frankreich, die Niederlande, Holland, Deutschland und Italien in bezug auf Menschenkenntnis, Industrie, Literatur und Naturkunde (1783 f.) II; die Schilderung Wiens, wo Sander vom 16. April bis 7. Mai 1782 verweilte, in Bd. 2 : 464—606, Ebenda S. 601, nachdem die Wiener schon vorher gründlich schlecht gemacht worden sind, eine wahre Philippika gegen sie, aber wunderlicherweise (vielleicht um nicht zuviel Anstoß zu erregen) in lateinischer Sprache: »Durum genus hominum, quod acres morum castigatores expetit! Non illis sensus communis, non externa sacrorum reverentia, non sapientiae honor, non scientiae gloria inter illos habetur. Qui plurimum gulae indulget, is optimus, is sodalis, is amicus . . . Baccho et Cereri libant cives, non Appollini et Musis« usf. — Auch Sander hat, wie vor ihm Nicolai und nach ihm Arndt, einen Abstecher ins Ungarische gemacht.

*** Reise durch Deutschland 2c. 3 (1801) : 340.

senden Fremden großen Schaden gethan haben, sind Herr Sander und Herr Nikolai. Seit ihren Reisebeschreibungen ist man hier, besonders gegen die Fremden aus dem nördlichen Deutschland kälter, gleichgültiger und verschlossener, besonders gegen jene, von welchen es zu vermuten, daß sie Reisebeschreibungen machen“*.

Unter den Leuten, die nach Sander und Nicolai und vor Arndt ihre Wiener Eindrücke publiziert haben, begegnen uns außer drei ganz trockenen Gesellen** und einem kompletten Narren*** ein dem Kreise der weimarischen Klassiker nahestehender Autor Johann Isaaß (später Freiherr) Gerning†, dessen Werk (trotz Goethen und Herdern gewidmet und vielfach von Gedichten†† unterbrochen) doch nicht mehr ist als eine Sammlung gelegentlicher Notizen, — und allerdings auch ein das Mittelmaß überragendes schriftstellerisches Talent, Joachim Christoph Friedrich Schulz†††, Arndts nicht unwürdiger Vorläufer, denn er zuerst hat über

* (Wiener) Reise- und Adreß-Kalender auf das Jahr 1792, S. 96.

** Lust-Reisen durch Bayern, Württemberg, Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Mähren, Böhmen und Ungarn, in den Jahren 1784 bis 1791 (1792 f.) III, Schilderung Wiens in Bd. 2: 82—226. Ist ganz im Stile eines Reisehandbuchs. Der anonyme Autor war 1787 und vielleicht noch öfter hier. — (Joseph Hager), Reise von Warschau über Wien nach der Hauptstadt von Sizilien (1795), sehr kurz. — J. H. G. Schlegel (Arzt in Ilmenau), Reise durch einige Theile des mittäglichen Deutschlandes und des Venezianischen (1798).

*** (Karl Freiherr v. Reizenstein), Reise nach Wien (1795). † 1767—1837. Seine Route ist dieselbe wie die Arndts, von Passau über Wien nach Triest. (August bis Anfang November 1797), sie ist in Bd. 1 (1802) seiner „Reise durch Oesterreich und Italien“ beschrieben.

†† So besingt er 1: 26 ff. in sapphischen Strophen („Die Wallfahrten“) Maria-Lasferl.

††† 1762—1798, vgl. meine „Geschichte der Deutschen Polenerliteratur“ 1 (1900): 89 f. Die Schilderung Wiens (im November 1793) in Bd. 6 der anonymen „Reise eines Liesländers“ (1795 bis 1797) VII.

diese schöne Stadt schön geschrieben und über ihre Bewohner freundlich geurteilt.

Unmittelbar nach Arndt, der sich übrigens gelegentlich auf Nicolai und Schulz bezieht, hielt sich Rüttner, dessen wir schon gedacht haben, in Wien auf (18. Oktober 1798—23. April 1799) ein für jene Zeit außerordentlich viel- und weitgereister, sehr vernünftiger Mann; seine stoff- und lehrrreiche Schilderung füllt fast den ganzen dritten Band eines großen Reiseswerks*. Schade, daß Seume auf seinem „Spaziergang nach Syrakus“ für Wien nur 16 Tage** übrig hatte; der entsprechende Abschnitt seines berühmten Werkes (1803) ist denn auch sehr dürftig ausgefallen. Aber immer noch willkommener als das, was der preussische Beamte Karl Friedrich Benkowitz (1764—1807), ein bemitleidenswerter Patient, über das Wien von 1802 zu berichten weiß***.

Weiter verfolgen wir die einschlägige Literatur nicht. Die Antipathie der Aufgeklärten weicht allmählich immer mehr der entgegengesetzten Betrachtungsweise und Wien wird im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts ein Wallfahrtsort der Romantiker†. Die einzige namhafte Schilderung der Hauptstadt aus diesem Zeitraum, die des Musikers Reichardt††, kann sich in

* Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien in den Jahren 1797, 1798, 1799 (1801) IV. — Das anonyme „Neueste Sittengemälde von Wien“ (1801) II gibt sich zwar als die Korrespondenz eines Fremden über Wien, macht aber völlig den Eindruck eines einheimischen Produkts.

** 26. Dezember 1801—10. Januar 1802. — Seume nimmt mehrmals auf seinen Landsmann Rüttner Bezug.

*** (Anonym) Reise von Glogau nach Sorrent (1803) III; Wien in Bd. 1.

† 1797 Burgsdorff, 1802 Arnim, Geng, 1805 Adam Müller, 1807 Werner, 1808 beide Eichendorff, A. W. Schlegel, Tieck, Friedrich und Dorothea Schlegel, der den Romantikern immerhin nahestehende Reichardt, Seckendorff, 1809 Kerner uff.

†† Vgl. Arnold und Wagner, Achtzehnhundertneun (1809) S. 186.

Lobsprüchen nicht genug tun. Diesseits vom Wiener Kongreß setzt dann die liberale Kritik österreichischer Zustände ein. Aber die Schönheit der Stadt und ihrer für das Ausland von Arndt geradezu entdeckten Umgebung, die ästhetischen Qualitäten Wiens und des Wiener Lebens bleiben ein für allemal festgestellt*.

Dem folgenden Neudruck von Arndts „Wien“ habe ich den Text der zweiten „verbesserten und vermehrten“ Auflage** zugrundegelegt, die eine Anzahl Druck-, Schreib- und Hörfehler der ersten beseitigt. Die letztern spielen bei Arndt, gerade wo er auf deutschem Boden wandert, keine geringe Rolle, denn sein pommersches Ohr hat Eigennamen, wie er sie z. B. in Osterreich von den Einheimischen erfragte, oft phonetisch ganz richtig aufgenommen (z. B. Petterneu, schriftdeutsch Petronell; Hirdorf = Hütteldorf), oft aber auch völlig mißverstanden (z. B. Siegfrieden für Sievering, Hackniß für Hacking u. dgl. m.). — Den von mir gewählten Titel kann ich durch Arndt selbst verteidigen, welcher (Reise 21: 275) von der dort eingeschobenen „Erinnerung an Ungern“ sagt: „Man könnte sie noch wohl als kleine Ergänzungen der Überschrift Wien ansehen.“

Ich habe mich bemüht, die Kommentierung des Textes in möglichst engen Grenzen zu halten, doch aber nichts der Erläuterung Bedürftiges unerklärt zu lassen. Bei den hiezu nötigen, in den aller verschiedensten Richtungen sich bewegenden Nachforschungen haben mich Hrl. Marie Kempny, Dr. Robert Lach, Dr. Oskar Baron Mitis, Dr. Rudolf Payer v. Thurn, phil. Viktor Polliger, Dr. Kurt Rathe, Prof. Dr. Wilhelm

* Vgl. meine „Schriftsteller der Restaurationszeit über Wien“ (1896) und Eug. Probst, Urteile von Fremden über Altwien, in Jahrg. 1898 des „Wiener Neujahrs-Almanachs“.

** 21: 174—397. — Hier und da ist der Text in ² allerdings verschlechtert; in solchen Fällen ging ich natürlich auf ¹ zurück. Wo sich Hörfehler in ¹ und ² behaupten, wurden sie von mir beibehalten und in Anmerkungen berichtigt.

Geelmann, Dr. Alfred Stig, Prof. Dr. Alexander v. Weilen, Dr. Alfred v. Wurzbach, insbesondere aber und in dankenswertester Weise phil. Elfriede Underberg und phil. Karl Kaderschafka unterstützt.

Wien, 22. Juli 1913

Robert Franz Arnold

... Heute Morgen, den 15. Jul.⁺, schifften wir um 6 Uhr von dannen^{**}, durch eine milde und flache Gegend, die in der Ferne Weinberge zeigte, und hie und da waldige Hügel und Berggrücken. Alle Augenblicke fuhren wir um ein lachendes Eiland. Es war ein halcyonischer Morgen, kein Lüftchen war auf, der Sonnenstrahl matt, und der Strom so hell, daß die Bäume und Inseln sich bis zum Grunde in ihm mahlten. Schöne Heerden am Ufer, Enten und Möven belebten die Gegend, und einige alte Burgen erinnerten an die vorigen Tage. So muß die Fahrt in der Südsee zwischen den freundschaftlichen und geselligen Inseln seyn. Gegen 10 Uhr ward der Tag heiß, und die Sonne schoß brennende Pfeile auf unsre Köpfe herab. Bald sahen wir Klosterneuburg mit höhern Ufern voller Weinberge, bald den Leopoldberg, und einige Stimmen schrieen: Wien! Wien! Sie säumte nicht die herrliche und majestätische Stadt, die langersehnte, sich unsern suchenden Blicken zu zeigen. Weit breitete sich die Donau mit einem Male aus, sie zu empfangen, und schimmerte fernher mit ihren Inseln, die sie mit blauen und schmeichelnden Armen umfaßt. Die Stadt selbst mit ihren hohen Thürmen und Zinnen

Anmerkungen des Herausgebers.

+ 1798.

** U. hatte in Stein genächtigt.

lag plötzlich vor uns. Alles schrie halt! und so stiegen wir bey Nußdorf unter dem Leopoldberg aus, wo ein schreckliches Gewimmel von Miethkutschen und Menschen war, die in den Gärten und Tanzhäusern hier den Sonntag zu feyern kamen: ich hielt mich nicht auf, sondern nahm mit dem Berliner eine Miethkutsche, und rollte die Stadt vorbey zur Leopoldstadt, um in dem Adler* nach langer Flucht Ruhe zu finden.

Wien und was ihm zugehört.

Geschrieben zu Wien gegen das Ende
des Augusts.

Man weiß nicht besser, wie es einem in einer Gesellschaft gefallen hat, als wenn man nicht mehr da ist; nur die Sehnsucht nach den Entfernten sagt uns, ob wir sie lieben. Die Gegenwart macht in dem verwirrten Kopfe und dem satten Herzen alles gleich; nur die Vergangenheit ist gerecht. Ich stehe jetzt in dieser Stimmung. Gleich einem Sterbenden, der nichts mehr auf der Erde hat, was er hinfort sein nennen darf, dem alle Gegenstände schon durch die Leichenfackeln beleuchtet werden, stehe ich hier auf dem Grabe vieler frohen Tage, wahrscheinlich werde ich die prächtige Kaiserstadt im Leben

* Im „Schwarzen Adler“, der (vgl. Reise- und Adresskalender auf das Jahr 1792, S. 302) zu den Wirtshäusern gehörte, „wo man mit Pferd und Wagen einkehren und auch Zimmer, Speiß und Trank haben kann“. Jetzt Laborstraße Nr. 11; vgl. Wilh. Kisch, Die alten Straßen und Plätze der Wiener Vorstädte 1 (1888): 129.

nicht mehr sehen⁺. Nichts bindet mein Urtheil, nichts fesselt meine Zunge, als die Gerechtigkeit und Wahrheit, die ein ehrlicher Mann nie von sich lassen soll. Diese süßen und wehmüthigen Gefühle, die sich in mir erregen; dieses bange Herzensklopfen; diese sehrende Unruhe, die ich empfinde, da sich die Zeit meines Abmarsches von Tage zu Tage nähert; alles dieses sagt mehr, als ich mit viel tausend Buchstaben sagen könnte, wie viel Schönes ich hier gesehen, wie viel Gutes genossen, wie viele treffliche und wackre Menschen ich hier gefunden habe. Ich könnte mich nun nach Art vieler Schreiber hierüber weidlich ausbreiten, und fein weitschichtig jede erbärmliche Anekdote, jeden kleinsten Vorfall berichten, der meine hohe und theure Person angeht; aber ich denke, der Pindarische Ausspruch: „Auch das Verschwiegene hat seine Grazie,“ behält noch immer seinen Werth, und wohl mir, wenn der Leser mir diese lieben Worte nicht selbst unter die Nase hält. Lieber möchte ich es, daß er mal fragte: warum von diesem und jenem nichts bey mir zu lesen ist? Da muß der Leser, wie der

* A. ist in der That nicht mehr nach Wien gekommen. Wenn Gust. Freytag (Allg. Deutsche Biographie 1: 544) behauptet: „Im Herbst [1814] ergriff ihn seine Wanderlust, er reiste [aus dem Nassauischen] über Wien nach Berlin“, so ist dies unrichtig. Tatsächlich (Lebensbild S. 111—116) war A. im August 1814 bei Stein, dann im Elsaß, in Heidelberg, im September in Frankfurt a. M., sollte nun allerdings als Korrespondent der Cottaschen Allg. Zeitung zum Kongreß nach Wien gehen, lehnte aber ab und reiste Ende Oktober über Hessen, Hannover, Braunschweig nach Berlin. Osterreichischen Boden hatte er im Sommer 1812 nochmals betreten, als er von Prag (9.—14. Juli) über Olmütz, Biala, Brody nach Rußland fuhr.

Schreiber sein Urtheil für sich haben. Meynt er, ich habe dieses und jenes aus Unwissenheit und Nachlässigkeit nicht berührt, oder es aus Furchtsamkeit übergangen, verzweifelnd, es gefällig schildern, oder schicklich darstellen zu können; oder aus einer verworrenen und kindischen Kurzsichtigkeit, die die wurmstichigen Aepfel am Boden gierig aufrafft, und die vollen und herrlichen an den Zweigen nicht sieht; glaubt er dieß alles auch, so verarge ich es nicht. Auch kann ich seinem Urtheil eben so wenig wehren, als er mich zur Rechenschaft fordern, warum ich so und nicht anders, und in einer gewissen natürlichen Unordnung die Dinge erzähle und aufstelle. Er muß mir glauben, daß ich meine Gründe gehabt habe, manches zu verschweigen, was ich sehr wohl wissen konnte, und was sich vielleicht eben so lustig, als erbaulich erzählen ließ. Aus der lebendigen Natur und dem lebendigen Leben einige interessante Züge aufzufassen, war mein Hauptgesichtspunkt. Warum diese Züge nun so und nicht anders hingereicht und neben einander gestellt sind, das liegt vielleicht in dem eignen Karakter des Schreibers, wenn nicht in einem Entschlusse der Ueberlegung. Nur wenn das Ganze unbedeutend, wenn das Urtheil karakterlos, die Beschreibung lahm, die Sprache stammelnd und hinkend ist, nur dann ist der Schreiber verdammlich. Es giebt nicht in jedem Kopfe ein Hinten und Vorne und ein Erstes und Letztes, so wenig, als es dieses in der Natur giebt. Dieß sey meine einzige kleine Zugemüthführung, die ich ernstlich meyne, und nun zum Werke.

Wanderungen um Wien.

Kalenberg oder Kaltenberg, Leopoldberg.

Ich habe heute, den 19. Jul. einen entzückend schönen Tag gehabt, und mein ganzes Herz regt sich noch freudig bey der Erinnerung aller Schönheiten und Lieblichkeiten, wovon es überströmt worden ist. Ich war um 6 Uhr auf den Füßen, und wanderte durch die Rossau längst der Donau, über grüne Weiden fort, worauf die schönsten Heerden graseten: ein ganz neuer Schlag von Vieh, Kühe beynah von Größe wie Schweizerkühe, mit schönen Hörnern, und neben an in Koppeln und Gehägen silbertweiße ungrische Ochsen von einer Schönheit und einem Hörnerschlag, wie man sie im nördlichen Teutschlande nirgends sieht. Der Strom rauschte sanft, kaum wehte ein Lüftchen, und die gestreiften Flammenvolken verkündigten einen heißen Tag. Ich genoß des herrlichen Morgens und schlenderte unter den Bergen fort, fast bis Klosterneuburg, durch schöne Baumklumpen und Alleen, rechts die Donau mit ihren Inseln, die Thürme von Wien ferne mit dem Glockengetön, das wie Geisterstimmen aus der Tiefe empor zu klagen schien. Endlich wandte ich mich wieder, klonn allmählig zwischen den Weinbergen über Schluchten und Gräben empor, nezte meine heißen Kniee an einem Quell, und so gings rascher bergan, obgleich im adamschen Schweiß meines Angesichts. Aber auch der Lohn war groß, als ich auf dem Leopoldberg stand und die schöne Welt mit ihrer Herrlichkeit unter mir liegen sah. Ich stieg oben auf die Burg, und Auge und Herz öffneten sich den Wundern, die in Kraft und Fülle nach allen Seiten ausgebreitet lagen.

Welche Aussicht über den Strom und die herrliche Stadt hin! O nie auf meiner Reise fühlte ich das liebe Vaterland mir so nahe, und doch seine Aussichten, seine Ufer und Thürme sind schöner. Es hat kein Wien, aber die Donau ist auch kein unendliches Meer. Dieser Leopoldberg liegt steil über der Donau, und ich war ihm schon vorbegesegelt*. Er ist nach drey Seiten mit Reben und gegen Westen mit Buchen bekränzt. Im Osten sieht man den mächtigen Strom, wie er mit blauen Armen liebliche Eylande umschlingt, die aus der Ferne mit seinen Wellen wegzuschwimmen scheinen. Auf den einen weiden spielende Heerden, auf den andern ist das ächzende Geflapper der hundert Mühlen im Strom, noch andre liegen still mit ihren gewaltigen Bäumen da, und erwecken die Sehnsucht, einsam, die Welt vergessend und von ihr vergessen, in ihrem Schatten sich anzusiedeln. Bald fließt der Strom breit und mächtig, wie ein See, bald verschwindet er in dünnen Streifen unter den Inseln, die er umschlingt, und den Wäldern, die er säugt; endlich fernerhin sieht man ihn wieder ganz den stolzen Lauf ins reiche Ungerland lenken. Der Augarten und Prater mit ihren Inseln, Wassern und Häusern, die schönen Vorstädte, die er umfaßt, und endlich die Stadt selbst, mit ihren Zinnen und Thürmen, sich kühn und herrlich an seine Ufer lehrend, geben ein großes Gefühl. Fernhin im Norden, über den Strom hinaus, breitet sich eine weite blühende Ebene aus, von dämmernden Bergen umschlossen. Man sieht nichts, als die schönsten Kornfelder, in denen die

* Am 15. Juli, vier Tage vorher.

einzelnen Dörfer wie grüne Pünktchen mit ihren Büschen und Bäumen verschwimmen. Alles war in Bewegung, und die arbeitenden Menschen gaben ein sehr anmuthiges Bild. Hier standen Hocken* in langer Reihe, dort rührten sich die Schnitter, deren Jubeln und Tosen man selbst über den Strom hören konnte; hier wälzten sich schwere Wagen mit ihren Staubwolken fort, dort schnitt ein schneller Pflug das kaum abgeärndete Feld in schwarzen Furchen durch. Ohne diese reizende Ebene wäre die ganze Aussicht nicht halb so schön. Im Nordwesten lehnt sich unter Weinbergen Korneuburg an den Strom und seine Inseln, und links liegt das schöne Klosterneuburg an der silbernen Fluth, mit dunkeln Bäumen und Alleen umschattet, und hoch empor mit einem grünen Kranz von Weinbergen umwunden, die, mit einzelnen weissen Kornfeldern durchstreift, endlich in Tannen und Buchen sich verlieren, sanfter im Westen, schroffer und steiler im Osten gegen den Leopold- und Kaltenberg. Im Süden unter diesen Bergen sieht man bis dicht an die Stadt hin, fast eine halbe Meile weit, nichts als Weinberge, in deren Schluchten einzelne Dörfer versteckt liegen. Die Stadt funkelnd und majestätisch vor einem mit ihren Pallästen und Thurmspitzen, und einem ist, als schlage das dunkle Getöse an das Ohr. Weiter hinten dämmern flaches Gefilde, schöne Wälder, Schlösser und sanftere Hügel. Seitwärts läuft der Kaltenberg mit seinen grünen Spitzen und Wäldern fort. Dieser Kaltenberg, den einige Kalenberg nennen, und der durch eine

* Korngarben; bei Grimm, Deutsches Wörterbuch 4:1648 Belege nur aus niederdeutschen Autoren (Brockes, Claudius, Voss u. a.).

Schlucht vom Leopoldberg getrennt ist, und von ihm im Halbmond bis zum Gallizinberg südwestlich fortläuft, giebt fast dieselbe Aussicht, zum Theil schöner, zum Theil schlechter. Manche Gegenstände gewinnen offenbar durch das Dämmerlicht, worin die Entfernung sie zeigt; aber unbegrenzter nach allen Seiten ist die vom Leopoldberg und seiner Burg, weil kein Wald, noch vorliegender Berg sie hemmt. Hier sieht man die schöne Ebne nur zur Hälfte, und die freundliche Nordwestseite von Klosterneuburg und Korneuburg ist durch den Wald im Rücken abgeschnitten. Ich wanderte auf und am Rücken des Kaltenbergs fort durch das schöne Kobenzl mit seinen Gärten und Gefilden, durch die reizenden Berge über Siegfrieden*, und ging durch dieses Dorf wieder der Stadt zu. Die Weinberge unter und am Kaltenberge hält man mit für die besten und ergiebigsten in ganz Oesterreich. Der Wein soll viele Milde und Feuer haben. Ich habe davon die beste Art getrunken; sein Geschmak ist lieblich aber Blut hat er nicht viel.

Gallizinberg und Annerlabend,
den 25. Jul.

Es war heute ein schrecklich heisser Tag. Erst gegen 6 Uhr Abends machte ich mich heraus, und trat eine kleine Wanderung nach dem schönen Gallizinberg mit zwey lieben Landsleuten an. Er hat seinen Namen von dem

* = Sievering. A.s Schreibung behält übrigens in etymologischer Hinsicht recht.

vormaligen russischen Gesandten Fürsten Gallizin*, und gehört jetzt einem Grafen Romanzow. Er macht bey- nahe den Schluß der schönen Bergreihe, die mit dem Leopold- und Kalenberg anhebt, und ist nicht der geringste und verachtetste unter seinen Brüdern. Man steigt sanft durch die lustigsten Weinberge hinauf und gelangt endlich auf einen glatten und frischen Rasen, worauf unten einige Häuser zur Wirthschaft und Schenke und weiter oben einige zierlichere gebaut sind. Die schönen Büsche hat man mit einfachen Gängen und Steigen durchschnitten, und oben mit vieler Mühe einige zertrümmerte und durchgerissene Ruinen hingepflanzt, die doch die Schönheit der Gegend eben nicht verderben. Wir lagerten uns oben an einer derselben, die Sonne war im Westen erblaßt und schimmerte mit ihren letzten Strahlen durch die dunkeln Tannen des Hintergrundes. Die Berge im Süden mit ihren Dörfern und Land- häusern sanken in Dämmerung, wie das stolze Wien im Osten mit seinen Thürmen, die durch die Nebel trübe vorragten und durch ihre melancholischen Glocken uns erinnerten, welch ein Gewimmel noch drinnen sey. Unter uns lagen grüne Büsche und Weinberge, und tiefer Felder und Wiesen, über uns ging der liebe Mond auf, und goß auf alle Gegenstände einen magischen Schimmer, und zeigte sie in der milden Beleuchtung, die dem Auge und dem Herzen so wohl thut. So saßen wir und wanderten spät in die Stadt ein, wo gleich- falls ein ungeheurer Jubel uns empfing. Es war einer der schönsten Sommerabende, mild und lau nach dem

* Dmitrij Golizyn (1721—93), 20 Jahre hindurch Botschafter in Wien.

heißen Tage, und fast das ganze schöne und junge Wien war auf den Gassen. Es ist heute Abend nämlich ein ganz besondres Wesen. Morgen ist St. Annen Tag, und da die meisten Weiber und Mädchen in dieser schönweibigen Stadt den Namen der heiligen Anne führen, so giebt es dabey allerley kleine Scherze und allerliebste Aufmerksamkeiten, die den Nannetten, Annerln und Nannerln, wie sie hier heißen, erwiesen und zu Ehren angestellt werden. Es ist nemlich hier Sitte, nicht den Geburts- sondern den Namenstag zu feyern. Alle Buchläden, Buchbinder und Kunsthändler stehen mit Gedichten, Verslein und Souvenirs für die reizenden Nannerln aus; Kasperl und Schikaneder kündigen für morgen in ihrem Schauspielhause* Belustigungen für die Nannetten an und Stuver** hat seinen Avis eines Feuerwerks an alle Ecken der vornehmsten Plätze und Straßen angeklebt. Was also nun ein Annerl ist, oder mit einem Annerl zusammenhängt, oder zusammenhängen mögte, das jubilirt billig und patrullirt ein wenig länger, als gewöhnlich herum. Alle Stuger und Nichtstuger, denen ihr Bette noch nicht zu sehr ans Herz gewachsen ist, oder was drinnen ist, opfern so einem Abend billig einige Stunden. Da sind Entdeckungen zu machen, neue Bekanntschaften zu erjagen, neue Vergnügen für die folgenden lästigen Tage einer langen Woche festzumachen und zu verabreden. Wir setzten uns am Graben vor einem Kaffeehause, und ließen die Welt vorüberwallen, nachher strömten wir mit fort über den Kohlmarkt, und so

* Im Leopoldstädter, beziehungsweise Wiedner Theater.

** Vgl. den übernächsten Abschnitt.

durch alle lebendigsten Plätze und Gassen der Stadt. Gegen 11 Uhr huben denn die Musikern und Ständchen an, die den Nannetten an diesem Vorabende gebracht werden. Allenthalben und allenthalbenher ertönte es durch die feiernde Stille der Nacht. Gewöhnlich lassen an diesem heiligen Abend sich die besten Spieler und Virtuosen hören, die ihren Freundinnen und Gönnerinnen damit eine kleine unschuldige Aufwartung machen, welche zugleich für jeden ist, der Ohren hat zu hören. Das war ein Jubel und Gewimmel durch die Nacht! Die Mitternachtsstunde hat immer ihre Begeisterung für die Menschenherzen, noch mehr, wenn die der Musik melodisch mit einstimmt. Bewundernswürdig war die Ruhe des Pöbels, ohne alle Wache. Aber man weiß hier, daß die Polizey nie schläft, sonst mögte die amphionische Gewalt der Saiten die rohen Gemüther allein nicht bändigen. Ich ging trunken und selig, Dank sey's den schönen Annen, um 2 Uhr zu Hause, und an meinem Wunsche liegt es gewiß nicht, daß alles was Anna heißt, nicht ein sehr fröhliches Jahr hat.

Der Brühl. Heiligen Kreuz,
den 26. Jul.

Heute am Anntagsmorgen um 7 Uhr fuhr ich mit meinen Gefährten durch die Wieden auf's freye Land hinaus. Es war ein schöner Morgen, kühl und umwölkt. Allenthalben war das frohe Gewimmel der ärndtenden Menschen, der Fuhrleute und Fiaker, die auf dieser großen Straße immer zu hunderten fahren, der Pflüger, die die Stoppeln gleich wieder unterpflügten, und

der schönen Heerden, die man hie und da schon auf das Feld hinausgetrieben hatte. Wir fuhren über den Wienerberg, die Anhöhen vor der Stadt, und sahen die Verschanzungen, unter deren Schutz eine zahlreiche Armee die Franzosen hier in letzter Instanz hatte empfangen wollen*. Rechts hatten wir Schönbrunn mit der Reihe lieblicher Dörfer, die am grünen Gebirge fort bis nach Mödling hinlaufen, mit den schönen Ruinen des Schlosses Lichtenstein auf den Bergen hinter Mödling, links eine weite Ebne, die mit Dörfern und Gefilden bis an die Gränzen Ungerns so fortläuft. Sobald wir durch den niedlichen Flecken Mödling gekommen waren, stiegen die Berge zu beyden Seiten empor, immer höher und enger, und kamen endlich wie ein rauhes Felsenthor näher und näher zusammen. Gewaltige Klumpen von Kalkstein liegen hier in wunderbaren Massen auf einander gethürmt, die kein Grashalm, keine magere Tanne zwischen den Felsrigen schmückte. Wir stiegen aus, um diesen Wundern der Natur in stillerer Anbetung vorüberzugehen, und begegneten einem schönen Regimente Infanterie, dem Kayser Franz mit einer kleinen Begleitung folgte. Das Felsenthor ward noch immer enger, und wir gingen durch dasselbe in Brühl ein, und ließen uns ein gutes Frühstück wohl schmecken, anfangs schon fürchtend, es mögte die marschierende Mannschaft alles aufgezehrt haben. Nun ging es bergan zu den östlich vom Dorfe** liegenden Ruinen. Bald standen wir oben

* Im Aufgebotsjahr 1797.

** Nämlich von der Brühl. U. war zunächst beim sogenannten „Schwarzen Turm“ auf der linken, dann bei der Burg Mödling auf der rechten Talseite.

auf den Trümmern der alten Burg, von der nur noch einiges Gemäuer, und ein meist zerbröckelter Thurm steht, und deren Steine bis unten in das Dorf hinein die Seiten des Berges bunt färben. Man hat von hier eine unnenmbar schöne Aussicht, eine schönere, als ich manchen Tag gesehen habe. Die vom Leopoldberg selbst in all ihrer Herrlichkeit ist hiemit nicht zu vergleichen. Man sieht das über zwey Meilen entfernte Wien mit allen seinen Thürmen, Inseln und Donauwassern, die schönen Berge, vom Kalenberg an gerechnet bis Mödling mit ihren Umgebungen im Norden und Westen. Döstlich hinaus öffnet sich eine gränzenlose Aussicht über fruchtbares Blachfeld, mit seinen Dörfern und Flecken, und fernher dämmern wieder dunkle Berge. Wenn der Blick lange so in die Ferne hinein geschwärmt hat, läßt er sich gern durch die nähern Gegenstände fesseln, die den Brühl und seinen Felsenkessel zu einem Tempe machen. Schade, daß der rieselnde Bach im Grunde kein Strom ist. Dieses schöne, von schroffen Bergen eingeschlossene Thal verdient von jedem Freunde und Bewunderer schöner und erhabener Natur recht oft besucht zu werden. Die Wiener lassen es auch daran nicht fehlen; doch sind Tanz und Schmauß und ihre andern Unterhaltungen sicher der erste Bewegungsgrund. Ein Vergnügen durch Entbehren, durch Schweiß und ein kleines Bergklettern zu erkaufen, fällt diesen Menschen nicht ein. Wir stiegen hinab und wanderten durch die schönen Wiesen und Felder in die Weinberge gegenüber hinauf, und sahen noch einmal schweigend und bewundernd zu den Riesenschildern empor. Im Norden sieht man nichts, als kahle Felsen, hie und da mit einem Tannenschrub bewachsen.

Diese lassen eine enge Oeffnung, wodurch wir einfuhren, und steigen im Osten jäh mit den Ruinen der alten Burg empor, worauf wir standen; und winden sich dann, mit sanfterer Neigung weiter zurücktretend und wechselnd, mächtige Felsenzacken zeigend, südlich herum, wo sie, oben mit Buchen und Tannen bekränzt, zu Feldern und Wiesen werden, und freundlich sich zu den Dörfern, hinabsenken. Im Südwesten endlich treten sie noch weiter zurück und herab, und bilden einen reizenden Halbmond von Weinbergen, zu deren Fuße Korn und Wiesen prangen. Das Dorf hat manche niedliche Sommerhäuschen. Wir fanden fast auf allen Steigen Spaziergänger. So ist dieses liebliche Felsenthal wegen seiner sonderbaren Kontraste in der Einfassung und seiner unbeschreiblichen Aussichten von oben eine der reizendsten Landschaften, die man im nächsten Umkreise der Kaiserstadt findet. Wir fuhren um 11 Uhr weiter, immer zwischen Bergen und Kalkbrennereyen, kamen durch das anmuthige Dorf Karre*, das in einem ähnlichen, doch nicht so tiefen und engen Thale liegt, und endlich nach einem langen Walde sahen wir die wunderschöne Abtey Heiligenkreuz vor uns, die am Fuße schöner grüner Berge liegt, und schöne Thäler und Felder unter sich ausgebreitet sieht. Es ward Mittagessen bestellt, und wir gingen in die Kirche, wo Freund St: uns Orgelmusik machte. Hierauf ließen wir uns durch die Klostersgänge herumführen, und beschauten die Gemählde, alle Legenden von St. Bernhards Wundern, des Musters der Cistercienser, die diese Abtey bevölkern. Man zeigte

* = Gaden!

uns im Schatze eine Monstranz, die auf 30000 Gulden geschätzt wird, mit köstlichen Juwelen besetzt, und unter andern kostbaren Reliquien ein Stück Holz vom heiligen Kreuze, welches natürlich nicht zu taxieren ist. Die Mönche, die wir sahen, hatten freundliche und unverdunkelte Mienen. Sie halten das Leben hier wohl aus; denn des köstlichen Seimes und guten Brodes mangeln sie nicht, und wenn sie die Promenade oben ins Holz hinauf zu dem kleinen Kapellchen und außer der Abtey durch die hübsche Allee, die sieben Stationen durch oft machen, und den schönen Hof und Garten oft durchspazieren, wie sollten sie nicht alt werden? Kloster und Kirche sind recht hübsch, licht und anmuthig, wie die Gegend. Besser indessen noch behagte uns unser Wirth, ein Fleischer, der mit seinem Weibe und seinen 9 Kindern gar stattlich auf einem großen Gemählde im Speisesaal sich darstellte, aber stattlicher in der lebendigen Person. Wir sagten ihm, daß wir für seine Person alle Mönche und den Abt obenein hingäben; er meynte indessen, die geistlichen Herren müßten auch seyn, sonst hätte alles in der Welt, selbst die Kinderzucht kein Gedeihen. Ich wünschte, er hätte persiflirt. Unsre Mittagstafel war froh, wie unsre Rückreise über Brühl, und unsre frohen Gespräche wurden nur froher zuweilen vom Jubel der Schnitter unterbrochen.

Feuerwerk im Prater.

Alles hing gestern mit den schönen Mannerln die Köpfe, daß der abendliche Regen die Sturwersche Lustbarkeit so unverantwortlich vereitelt hatte. Ich konnte

mit meinem Tage wohl zufrieden seyn, er gehörte zu den angenehmsten, die ich hier genossen habe. Indessen ärgerte es mich doch nicht, als heute Nachmittag das Feuerwerk für heute auf allen Gassen ausgetrommelt ward*. Es schlug 7 Uhr, als ich mein Zimmer verließ. Ein Strom von Menschen, und ein langer Zug von Kutschen zeigten auch dem Unkundigsten leicht den Weg. So mußte man sich durchdrängen, und mit dem vollen Strome fortschwimmen. So weit man von der Leopoldstädter Brücke sehen konnte, waren Köpfe auf der Straße, und Kutschen und Fiaker, die langsam wie ein Leichen-

* Johann Georg Stuver aus Ingolstadt, Ahnherr einer ganzen Dynastie von Pyrotechnikern. Das Feuerwerk, dem A. bewohnte, wird in der „Wiener Zeitung“ vom 21. Juli 1798 folgendermaßen angekündigt: „Donnerstag, den 26., und wenn die Witterung nicht günstig wäre, am 31. Julius werde ich die Ehre haben, zum Annenfest mein diesjähriges drittes Feuerwerk abzubrennen unter dem Titel: Wiens Lieblingsfeuer am Tage Annens. Durchdrungen von der lebhaftesten Dankbarkeit für den gnädigen Beyfall, womit ein verehrungswürdiges Publikum mein letztes Feuerwerk aufgenommen und dasjenige, was durch anhaltende üble Witterung und wiederholt eingetretenen Regen daran mangelhaft gewesen ist, mit der die Einwohner Wiens bezeichnenden Güte und Nachsicht entschuldigt hat, habe ich mit erneuethem Muth alle meine Kräfte aufgeboden, um meine Dankgefühle und Verehrung für ein so huldvolles Publikum zu zeigen und mich dabei dem Schutze der Schönen Wiens, vorzüglich der liebenswerthen Annen durch ein ihnen geweihtes Fest ganz besonders zu empfehlen“ usw. usw. Das Feuerwerk wurde übrigens weder am 26. noch am 31., sondern am 27. Juli abgebrannt; vgl. „Wiener Zeitung“ vom 28. d. M. und oben A. — Stuvvers Künste werden im „Reise- und Adreß-Kalender auf das Jahr 1792“ S. 267 f. als Wiener Sehenswürdigkeit ausführlich geschildert und begeistert gepriesen. — Vgl. auch Nicolai, Beschreibung einer Reise 4: 623 f., 5: 238 f.

zug — denn die Rückkehrenden, ein eben so langer Schwanz, forderten Vorsicht — dem Freudengelage zugezogen. Wolken von Staub wirbelten zu beyden Seiten empor. Dragoner hielten hie und da am Wege, um Unordnung zu verhüten, bis an das vulkanische Neze, welches Herr Stuver gezogen hat. Dies ist kein Scherz, sondern der ganze Prater wird schon um Mittag, wo er zugänglich ist, mit einem Neze umzogen, und an dem einzigen Eingange empfängt jeder Eingehende ein Billet, das er bis um 7 Uhr zurückgeben, und seine Auslage zurückfordern kann, nachher geht dies nicht mehr an. Hie und da stehen einzelne Wachen am Neze, und es ist bewundernswürdig, wie der Wiener Pöbel diese Schranken respektirt. Am Eingange läßt man sein Billet und geht ein. Bis an das Gerüst hin, wo der vulkanische Künstler seine Hexerey treiben soll, halten am Wege zu beyden Seiten noch einzelne Kavalleristen, auch im Innern des Praters. Schon das ist ein großes Vergnügen, unter Tausenden froher, schöner und eleganter Menschen so mit fortzuschlendern; aber weit schöner ist es, nachher mit ihnen auf den Platz der Ruhe zu kommen, und unter ihnen ein wenig herumzuspioniren. Der Wiener ist ein harmloses und frohherziges Geschöpf, das sich nicht gern genirt, und alle seine kleinen Begierden und Bedürfnisse anspruchslos und bequem befriedigt, wie er kann. Mir machte es tausend Spaß zu sehen, wie gierig alles um die Tische sich lagerte, und Bier, Wein und Braten nebst Back- und Naschwerk aus den Kellern und dampfenden Küchen der Restaurateurs hervorging. Sobald der Mund in Arbeit ist, öffnen sich Herz und Lippen auch der Freude, und alle Züge

schwimmen im Lächeln und Wohlwollen. Ein Wiener, der zwey Stunden verlebt, ohne daß sein Mund der köstlichen Gaben Gottes genieße, ist sicher ein rarer Vogel. Indessen ist es ein himmlisches Vergnügen alles im Genuß und zum Genuß einladend zu sehen, und ich glaube, es giebt kein Volk in der Welt, und keine Stadt, wo man dies bey einer großen Masse Volks so vollkommen fände, als bey den Wienern. Ich trieb mich fröhlich unter den Stehenden, Liegenden, Sitzenden und Gehenden herum, fand bald diesen bald jenen Bekannten, freute mich der durch Lüsternheit und Noth des Krämers gefärbten Wangen, der schelmischen Augen, die im Halbdunkel so viel Freyheit haben, der vielen hübschen Jünglinge und Mädchen, die in allerley Trachten und Gruppen umherwallten, und sah, wie die Paare sich für eine frohere Rückkehr hier zusammenschlossen; denn so ein Feuerwerk hat viel Erotisches und Entzündendes mit sich, besonders am St. Annentage. Man kennt die eigentlichen Töchter des Vergnügens — im weitern Sinne sind es in so einer Stadt wohl die meisten — gewöhnlich daran, daß sie allein, oder zu zweyen und dreyen ohne eine Mannsperson gehn, sie suchen Eine. Ein kühnerer Schritt und freyerer Schwung des Körpers, und ein flüchtigeres Auge mag sie auch zuweilen bezeichnen, obgleich das hier nichts Auszeichnendes ist. Daß unter ihnen die schönsten Gestalten sind, darf ich wohl eben nicht sagen, das versteht sich am Rande. Am widerlichstn unter den Weibern ist hier der Schlag, der sich zwischen den 40 und 50 Jahren schon mit dem Verwelken beschäftigt. Gewöhnlich sind sie bis an Augen und Ohren ekelhaft roth beschmiert, und ihr Augenspiel ist, wie das Blinzeln

eines zerbrochenen Delkrugs in einer sternenhellen Sommernacht. So war ich durch die Gesellschaft und das Gestrudel froher Adamskinder gestimmt, als die letzten Kanonen abbrannten, und das berühmte Werk des Herrn Stuver zu spielen begann. Schade, daß der Mond durch die Bäume schien, und mit allen Sternen des Himmels leuchtete; in einer dunkeln Nacht wäre es freylich weit schöner gewesen. Herr Stuver mag immer ein großer Feuerkünstler seyn, er machte auch ganz hübsche Sachen, befriedigte aber meine Vorstellung nicht, die nun freylich durch die vielen Berichte und Erzählungen vom Wiener Feuerwerke zu hoch gespannt seyn mogte. Der Brief der sich öffnete und die Worte: Ich gratuliere, zeigte; die Landkarte von Oesterreich mit seinen größten Städten, Bergen, Strömen und Gränzen waren wirklich allerliebste, und die gewöhnlichen Begleitungen von Raketen, Knallfeuern und Sternenschaaren recht hübsch; aber Großes und Wunderbares sah ich nichts, nichts, das ich in zehnmahl kleinern Städten nicht eben so gut gesehen hätte. Aber der Mensch macht alles groß und klein, ohne ihn würde eine Sonne selbst unbewundert und unangebetet ihre ewige Bahn durchwandeln. Bewundernswürdig ward der Anblick wegen der schönen Erleuchtung, der Myriaden Menschen in mancherley Stellungen und Gruppen wies; wegen des Jubelns und Jauchzens und lebendigen Hin- und Herrollens dieser Tausende; und selten war der Eindruck als dies fröhliche Leben nun auf einmal in Nacht versank, die Menschenkinder sich taumelnd durch die Bäume fortdrängten, die Wägen langsamer in der Dunkelheit fortstöhnten, und die Fackeln der Magnaten mit den

weissen Läufern dies Alles zu einem Leichenzuge machten. Es war wenigstens der Leichenzug eines begrabenen Tages der Freude. Wie viele hat nicht der arme Sterbliche zu begraben? So schleicht endlich der letzte herbey und die Farze des menschlichen Lebens geht nicht immer so lustig zu Ende, als dieß Spiel.

Der Platz, wo die Feuerwerke gegeben werden, ist ein grüner Rasenzirkel, rings mit großen Ahornbäumen umpflanzt und zur Seite mit kleinen Häusern umgeben, wo man lärmende Musika hören und in Speise und Trank sich güthlich thun kann. Am westlichen Ende bringt Herr Stuver seine Vorrüstung an. Gegen über ist ein amphitheatralisches Gerüst gebaut, wo man für 20 Kreuzer Einlaß bekommen, aber nicht besser sehen und lange so fidel und frey nicht seyn kann, als draußen. In der Mitte dieses Gerüstes ist eine eigne Abtheilung für die kaiserliche Familie, die heute aber leer stand. Die Meisten bleiben auf dem Freyen und tummeln sich lustig mit dem großen Haufen auf dem Rasen herum. Der Einlaß zum Feuerwerk kostet 20 Kreuzer. Gewöhnlich giebt Stuver jährlich 5, die von den freudelustigen Wienern nie leer gelassen werden. Ueberall ist es zum Erstaunen, wie dieses Völkchen der alltäglichen Vergnügungen und Possen nie satt wird, und wie doch bey so vielen Freuden und Unterhaltungen sein Geschmack nicht ekler und feiner wird. Es scheint fast, als brauche es in allen Künsten, Musik allein ausgenommen, grade nur so viel, daß es vom Schlaf aufrecht erhalten werde, und seine platonische Magenseele, durch ein wenig Nachdenken nicht geplagt und empört, gehörigen Aufguß der gröbern Freuden ertragen könne.

Dornbach.

Dornbach ist ein anmuthiges Dorf, das in einem engen Thale zwischen dem Kobenzl und Gallizinberg, doch dem letzten viel näher liegt, und dem Fürsten Laschy* zugehört. Es hat hie und da hübsche Häuser, und ein paar Gasthäuser, die durch ihr statliches Inneres und Aeußeres darthun, daß es hier täglich muntres Gelag geben muß. Man merkt es kaum, daß man von Wien an sanft bergan geht, so allmählig ist die Neigung. Zur Rechten am Eingange hat man Weinberge, die noch hinter dem Dorfe gegen Nordosten fortlaufen. Im Südwesten zur Linken sind erstlich Kornfelder, Wiesen und Obstbäume, bis sich mit einem Male das Waldgebirg erhebt und in einem weiten Halbmonde eine Viertelmeile nach Norden umläuft. Dieser halbe Mond bindet ein wahres Tempe von Fruchtbarkeit und Lieblichkeit, und hier ist es, wo der Fürst Laschy so viel Schönes und Anmuthiges hingezaubert, oder vielmehr den unnachahmlichen Zauber dieser holden Natur spielen gelassen hat. Wenn man links vom Dorfe gegen Westen aufsteigt, so führt eine hohe Lindenallee auf die niedliche Villa des Fürsten bergan, und diese steigt immer höher ins Thal hinauf, und hat zu beyden Seiten schöne Buchen, die links zu einem dampfenden Gebirge aufsteigen. Von diesem Gebirge senken sich unten feine Wiesen ab, mit einem un-

* Franz Moriz Graf (nicht Fürst) Lacy (1725—1801), Feldherr Maria Theresias und Josefs II., hatte die betreffende Herrschaft (jetzt fürstl. Schwarzenbergischer Besiz) 1765 von Philipp v. Managetta gekauft und Josef diesen Besiz durch große Schenkungen erweitert.

vergänglichlichen Alpengrün, die weiterhin ein Kranz dunkler Eichen einfaßt und ein Bach durchrauscht. Ueber die Wiesen kömmt man in die hohen Eichen, hinter welchen Gehäge für Wild sind. Oben hat die Kunst kleine Bauernhütten angelegt und bevölkert. Das gehört zu den Raritäten. Doch besucht man solchen Quark mit Entzücken, da man doch besser thäte unten im Dorfe in die erste beste Hütte eines Armen zu gehen, einige Kreuzer auszuspenden, und so mit dem Bilde auch dieses Menschenlebens und Menschengefühls wieder abzutreten. Schon diese rohe Gegend ist unbeschreiblich schön. Rechts an der Nordostseite des Thals sind die reizenden Gartenanlagen, die diesen Ort zum Paradiese machen. Es ist dieß ein sanfter Bergabhang, mit der weisesten Wahl und Mäßigkeit benugt. Es sind freylich die gewöhnlichen kleinen Gartenzierrathen, Häuschen, Hütten, Tempelchen, Brücken, Grotten; aber alles zeugt von Geschmack, und es stößt einem nie die fatale Frage auf: warum ist dieß grade hier? Man wandelt durch Wiesen mit klaren Wassern durchschnitten und durchrieselt, durch Blumenstücke, Baumklumpen, wildes Gestrippe, Felsenstücken, vom Wasser durchrauscht, an Schwanen- und Ententeichen hin, stößt bald auf kleine Asyle der stillen Betrachtung, bald auf Jäger-, Gärtner- und Hirtenhäuserchen, sieht hier ein bebautes Kartoffel- und Blumenfeld, dort einen Streifen mit Hafer und Stoppeln. Die Berge steigen im Norden hoch über dieses Thal hinauf, und man hat durch den Buchenwald einzelne Durchhaue, die nun verwachsen sind. Weiter östlich sind sie niedriger und weniger dunkelbelaubt, und unten hin mit Reben und weiter unten mit

Kornfeldern eingefast. Dieses ganze Thal hat einen äußersten Anstrich von Milde und Verschwiegenheit, und wechselnd eine romantische Erhabenheit und Schauerlichkeit. Man findet so vieles beisammen. Die Aussicht ist begränzt und man sieht etwa die Hälfte von Wien und seinen Vorstädten von einigen Punkten. Da hat der Leopoldberg und Kalenberg unstreitig seine Vorzüge, aber sie gelten nur durch ihre Umgebungen. Dornbach gefällt durch sich selbst und genügt sich allein. —

Hadersdorf und Mauerbach.

Den 7ten August um 6 Uhr des Morgens war ich schon auf den Beinen, und schlenderte im schönsten Morgenschimmer über Mariahilf, Gumpendorf, Grünberg, Schönbrunn, Mariahilfing und Penzing fort*. Von hier ging es immer an den Ufern der Wien hin, die freylich jetzt seicht und kümmerlich allenthalben mit Stecken und Schuhsohlen zu passieren, aber nach dem weiten Kiesbette zu urtheilen nicht immer so ein Strömlin** ist. Die Gegend fängt bald hinter Mariahilfing an, sich mehr einzuengen. Links geht man unter dem schönen Kloster Sanct Veit hin, das an einer bunten Anhöhe, einen Kranz von Bergen hinter sich, liegt; dann hat man das Dorf Hacknig*** mit seinem lustigen Schlosse am

* Grünberg (Name heute ungebräuchlich) zwischen Meidling und Schönbrunn. — Die Volksetymologie für Hieging (Hüts eng) hat sich A. so gut gemerkt, daß er noch 1840 in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ (Reclam S. 338) auf sie anspielt.

** In ¹ (S. 199) „so ein ignobilis amnis“.

*** = Hackling.

Berge und den kleineren Sommerhäuschen, und nun kömmt an dieser Seite die hohe Forst, mit einer langen weißen Mauer umgeben, näher und näher zum Bach herab. Bald kam ich in Hirdorf* und auf die Linzer Chaussee und war rings und dicht mit Wald eingeschlossen. Gleich hinter Hirdorf am Wege ist wieder eine Drensfaltigkeitssäule, die die Kaiserin Eleonora** gelobt hat; freylich keine ekelhafte Pracht daran, wie an der Linzer und Wiener, aber doch immer ein unkünstliches Kunstwerk. Bey dem reizenden Mariabrunn, das man bald erreicht, dehnt sich der Wald wieder zu allen Seiten aus und bildet ein lachendes Rund; ein fröhliches Plätzchen, durch das die Wien ihre rauschenden Wellen wälzt; ein Bergthal, das sanft zu seinen grünen Höhen sich hebt. Wenn man von Mariabrunn einen spitzen Winkel schneidet, so liegen westlich und nördlich die schönen Schlösser des alten Laudon und seines Weibes Hadersdorf und Zweilingau*** die dem Auge einen süßen Ruhepunkt geben. An der Klosterkirche zu Mariabrunn liest man eine Inschrift auf die Abreise von Wien weiland Seiner Heiligkeit des Pabstes Pius des VI., die ich der Rarität wegen abschreiben will, lateinisch und teutsch: Pius VI. S. P. Iosephus II. Rom. Imp. cum Maximiliano Arch. Austriae devote salutata Thaumaturga fontanensi inter tenerrimos amplexus excitis adstantium lacrymis sibi invicem valedixerunt Cal. Maj. 1782. So ist der Zeiten Wechsel. Hätte euch

* = Hütteldorf.

** 1655—1720, seit 1676 (zweite) Gemahlin Leopolds I.

*** = Weidlingau. — Laudon der berühmte Feldherr (1717—90), seine Gattin Clara geb. v. Hagen.

damals einer euer Schicksal vorhergesagt, ja wäre es die Thaumaturga selbst gewesen, ihr hättet es schwerlich geglaubt, ihr beyden größten Kronenträger der geistlichen und weltlichen Macht*. Das Thaumaturga deutet auf ein wunderthätiges Marienbild, welches ehemals auf eine Quelle außerordentlich und heilsam wirkte. Das Kloster hat nur noch wenige Mönche, es ist eines von denen, die aussterben sollen. Acht Herren sind nur noch drin, sagte mir ein alter Bauer. Immer noch zu viel dachte ich und ging auf Hadersdorf zu, vormals ein Sitz eines der Unsterblichen. Es liegt im Thale zwischen engen Bergen dicht an der Wien und ist ein ganz stattliches Dorf. Das Schloß ist einfach und prunklos und rings mit einem Wassergraben umgeben. Man geht gleich an der Hinterseite in den Garten. Auch dieser ist einfach und natürlich und der Geist seines alten Besitzers scheint aus ihm zu sprechen. Dicht am Schlosse sind Blumenstöcke und Orangerien; dann kommen schöne Alleen von Linden, Kastanien und Pappeln, und endlich Obstbäume und Wiesen, alles an der Seite des Weges nach Mauerbach. Aber links an der Wien ist nichts, als Wiesen und Baumpflanzungen, mit wasserreichen Gräben durchschnitten. Hier sind die schönsten Bäume, Lauben und Einsiedeleyen, die ich in meinem Leben sah, und ein üppiger bunter Wiesenwuchs. Die Bäche rieseln unter dem traurigen Grün der Trauerweiden und des Seedorns dahin, und aus den Pla-

* Erzß. Maximilian 1756—1801, 1784 (legter) Kurfürst von Köln. — Kaiser Josef † 1790. — Papst Pius VI. saß, als A. in Wien weilte, als französischer Staatsgefangener in der Zitadelle von Valence.

tanen, Ahornen, Linden, Ulmen und Birken säufelt der stille Geist der Betrachtung, und die schmeichelnden Flügel der Fantasie schwirren und flüstern mit den Stimmen der Liebe um die lieblichen Lauben zusammen. Wenige kleine Bildsäulen stehen hie und da, mit Weisheit und Sparsamkeit angebracht. In der Mitte dieser freundlichen und melancholischen Natur, steht eine ernste Gestalt, mit einem aufgeschlagenen Buche, worin man die Worte liest: *meditatio mortis optima philosophia*, ein Satz, gegen welchen ich sogleich lebhaft protestirte. Durch diesen Garten wanderte ich nun in einer Allee lombardischer Pappeln weiter ins Freye hinaus, meinen einsamen Pfad unter dem Wald hin und träumte von dem großen Todten, bis mich der Weg nach Mauerbach empfing. Dieser von hier etwa fünf Viertelstunden lang ist einer der angenehmsten. Er geht sanft sich hebend immer durch Wiesen hin, die die Berge zu beyden Seiten dicht einschließen. Heerden des schönsten Viehs sieht man selten, seltener eines der vernünftigen Thiere. Keine Vogelstimme, einzelne Geyer kreisen in der Luft. Etwas über die Hälfte des Weges findet man ein häßliches Crucifix unter einem blanken Dache, und bald darauf freut man sich einer zierlichen Grotte rechts am Wege. Ich ging hastig hinein und fand ein scheußliches Crucifix aus Sandstein und einen verstümmelten Heiligen neben ihm; unten grottirte Luffsteinstücke mit Engelsköpfen und die Worte ihnen aus dem Hals geschrieben: *Domine da mihi hanc aquam**! Zugleich stürzte dies Wasser krystallen aus einer Röhre hervor. Warum sehte man nicht

* Joh. 4, 15.

lieber den Herrn mit der Samariterin hin? Das wäre doch eine fröhlichere Idee für den Wanderer in dieser schauervollen Einsamkeit. Ich benutzte indessen die Inschrift und ließ mir das Wasser gut schmecken. Von hier geht man einen Fußsteig durch den Wald und sieht bald Mauerbach unter sich. Dieß ist eine wunderbare Gegend. So müssen Appenzells grüne Alpenhügel unter den matten Strahlen einer halbunwölkten Sonne liegen, oben von Felsen und dichten Wäldern eingeschlossen. Es ist hier auch keine Spur vom Feldbau. Alles sind Weidplätze, oder Wiesen. Hier strichen Mäher auf den Bergen ihre Sensen, dort weideten Kühe, tiefer unten breiteten sich Wiesen blumig und gewässert aus. Ich ging hinab durch das Dorf, stieg hinter der Karthause auf den Hügel und setzte mich auf einen alten Baumstamm am Wald, der stillen und blumigen Gegend zu genießen; denn eine blumigere findet man schwerlich, noch eine stillere; es ist eine Gegend der Hirten und Mönche. Unter mir lag die schöne Karthause mit ihren weiten Gebäuden und erinnerte mich zuweilen durch einen dumpfen Glockenschlag an Menschen. Eine schöne Stunde ließ ich so mein Herz spielen, dann stieg ich um 12 Uhr zur Karthause hinab. Diese Karthause war eine der reichsten und anmuthigsten, ehe Joseph ihre Bewohner zerstreute. Sie liegt dicht am Walde am Hange des Berges und hat hinter sich schöne Wiesen und Gärten. Am Eingange stehen stattliche Linden und die Aufschrift meldet, daß König Friedrich der Schöne, der durch sein Unglück und seinen Edelmuth so berühmt ist, sie 1313 baute. Sie ist nun zu einem edleren und besseren Gebrauche eingeweiht, nicht die Jugend des Landes zur

faulen Andacht zu verführen, sondern Alten und Elenden ihr trauriges Daseyn etwas milder zu machen. Man hat nemlich aus der Karthause ein Spital, Armen- und Zuchtthaus gemacht. Das Letzte mag aus manchen Gründen wohl nicht eben recht zu dem Ersten passen. Hülflosigkeit und Verbrechen sollten nie mit einander vermischt werden. Im vordern Hofe des Klosters ist das ökonomische Wesen, der Verwalter, die Kanzley, das Waschhaus, Brauhaus, Wirthshaus, die Pferdeställe und der Förster zur Seite. Am Eingange des zweyten Hofes ist die Behausung der Wächter, und in den zahlreichen Zimmern und Zellen, die in allen Richtungen nach hinten auslaufen, wohnen die Pfleglinge und Züchtlinge. Viele sind arm an Geist und Körper, und fristen ein elendes und hinsinkendes Daseyn wie Pflanzen; andre, die noch arbeiten können, haben dazu ihre eignen Stuben, die reinlich und wohl eingerichtet sind. Ich sah dort auch Kinder, Buben und Mädchen mitarbeiten. Das war mir widerlich. Das junge Alter gehört nicht unter den Abschäum und Schlamm des Lebens, den es als krank und untauglich von sich stößt. Auch die Gänge und Wohnzimmer, und das große Krankenzimmer fand ich lustig und reinlich, und mit der Freygebigkeit ausgerüstet, die alle diese wohlthätigen Anstalten Josephs auch in Wien charakterisirt. Im hintersten Theile sitzen die Züchtlinge, im Raum freylich abgesondert von den Borden, schwerlich aber in der Meynung. Ich sahe sie nicht. Es ist hier ein eigener Chirurgus für die Kranken und Gebrechlichen, und wöchentlich kömmt ein Oberarzt von Wien. Die Kirche ist ganz artig, und mit einem großen Gemählde aller möglichen Märtyrer geziert, und

aller Martern, die je gewesen sind, oder haben seyn können; eine schöne Komposition für einen Künstler. Die Höfe der Gebäude sind schöne grüne Oblonga, und geben denen, die spazieren wollen, Luft und Licht genug, so wie die Gärten nach hinten. Die Züchtlinge müssen arbeiten, Saiten schlagen, Wolle kämmen und Seide spinnen. Ich verließ das Kloster, und nahm noch die Legende von einem Kaiser Ludwig mit, einem der Karolinger. Dieser verirrte sich auf der Jagd von seiner Gemahlin. Sie that in der Angst ein Gelübde, in dieser Wildniß eine Kapelle zu bauen, wenn sie ihren Herrn wiederfände. Wo das Kloster steht, trafen sie einander, und das Kapellchen stieg auf. Dieser Ludwig soll hier auch begraben liegen. Ich ging mit frommen Gefühlen weg, als hätte ich noch Karthäusern Lebewohl gesagt, sprach wieder bey der heiligen Grotte an, und langte endlich wieder in Hadersdorf an. Hier sah ich am Wege links in einem kleinen Gehäge das Denkmal des Helden. Nach dem Schlosse zu gehen, und Diener und Schlüssel zu holen, schien meiner Ungeduld zu weitläufig. Ich sah, ob die Gegend rein war, denn als ein Einbrecher wollte ich mich doch nicht ertappen lassen, und schwang mich schnell über die hohe Einfassung. Dies Denkmal ist ein etwa drey Ellen hoher Sarkophag mit einem flachen Dache und rund umher mit Trophäen in Haut-Reliefs umwunden, und mit einigen allegorischen Figuren, Ruhm, Friede, Tapferkeit, Wahrheit geziert; nicht von besonderer Schönheit, doch gefällig durch das Einfache. Am Vorderende ruht ein geharnischter Krieger in einer trauernden Stellung mit gesenktem Blick, sein Schild neben sich, sein Schwert der Hand entsinkend, mit aufgezognem

Visir, eine ganz edle und brave Gestalt. Hier liest man auf einer Marmorplatte die Inschrift:

Tiro
ad Borysthenem,
Dux
ad Moravam, Viadrum,
Boberim, Neissam, Vistritiam.
Veteranus
ad Unnam, Istrum, Savum.
Clarus Triumphis,
Simplex, Verecundus,
Carus
Caesari, militi, civi.

An der Hinterseite:

Ern. Guid. Loudono
Conjux contra votum superstes
ac heredes posuere 1790*.

Die Masse ist leider nur Sandstein. Warum setzte ihm der Staat kein Denkmal? etwa weil er sich selbst ein ewiges im Staate gesetzt hat? Die Worte simplex und verecundus ergriffen mich gewaltig. Ich sah in ihnen den ganzen Helden und Mann, so wie sie überall wohl das wesentliche Bestandtheil eines großen Menschen sind. Ich schwang mich wieder über das Gehäge, und ging mit diesem Gedanken immer links am Wege durch einen Thiergarten mit einfachen Fußsteigen und kleinen Häuschen. Nun erst dünkte ich mir den Garten an der

* Die Inschrift ist nicht genau wiedergegeben. Erstlich interpungiert sie nur zwischen Worten derselben Zeile, und zwar nur mit Punkten, ferner heißt es richtig . . . CARVS CAESARI | . . . GIDEONI . ERN . LOVDONO | . . . AC . HAEREDES | POS | MDCCLXXX.

andern Seite zu verstehen, welchen ich heute Morgen besahe. Auch er ist einfach und bescheiden, wenn es ein anderer ist. Ich mußte ihn nachher noch einmal durchwandern, machte dann schnell meinen Rückweg durch Baumgarten, und hielt dort in einem bäurischen Tanzsal eine Milchcollation. Hier lagen unter dem großen Zelte, mit Säulen gestützt, die grünes Tannenlaub und Rosenbänder umwanden, noch die Trümmer der Sonntagsfreuden umher, verwelkte Blumen, Stücken Bänder und Glitter, Pfeifenstiele und andre Säckelchen. Mein Gefühl, welches die Freuden des Armen und Niedrigen so bewegen, war wehmüthig und süß. Ich bewunderte auf dem Glacis noch drey schöne Regimenter, die dort vor dem Kaiser ihre Uebungen machten. Der Gedanke, daß von ihnen nach zwey Jahren vielleicht nur Gebein mehr übrig seyn wird, schickte mich noch wehmüthiger in die Stadt, wo der marinellische Kasperl, und die Kasperlischen Zuhörer mir diesen Abend nichts angewinnen konnten.

Der Prater.

Dieser schöne Tummelplatz der Freude und des Vergnügens liegt eine starke Viertelstunde von der Brücke, welche die Stadt von der Leopoldstadt scheidet, durch welche eine lange Allee, zu beyden Seiten mit Fußsteigen, dahin führet. Am Ende der Leopoldstadt ist man nach einem kleinen Zwischenraum unter den Bäumen des Praters, und zwey breite Wege, der eine rechts, der andre links, führen hinein, und ein dritter ganz links geht nach dem Augarten und zur Donaubrücke der

böhmischen Landstraße. Für die Fußgänger sind Seitensteige neben den Wegen, und die weiten Wiesen und Flächen mit Bäumen bedeckt, wo sie nach Gefallen dem wirbelnden Staub der Wege ausweichen können. Man kann den Prater und Augarten füglich als eine Donauinsel ansehen, worauf zugleich die Leopoldstadt liegt, und woran weiter im Nordwesten eine Menge kleinerer Eilande gränzt. Diese große Insel, durch den mittelsten größten Donauarm, und durch den kleineren, der dicht an Wien, zwischen der Rossau und Leopoldstadt, zwischen der Leopoldstadt und der Stadt, und zwischen dem Prater und den Erdbergen* hinfließt, immer von Westen nach Osten, und endlich nach dem Lauf einer starken Meile sich nördlich beugt, und in den großen Arm fällt, der alle die andern schon früher in sich aufgenommen hat**. Von dem Augarten wird der Prater durch mehrere Häuser und Gärten, und einen Zwischenraum abgeschnitten, durch den die böhmische Landstraße geht, und ist von da an gerechnet, bis zum äußersten nordöstlichen Ende nach dem niedlichen Jägerhäuschen gewiß an drey Viertel Meilen lang; seine höchste Breite ist wohl nicht ganz eine halbe. Er besteht größtentheils aus schönem grünen Rasen, gruppenweise mit Bäumen bedeckt, meistens mit Ahorn- und Silberpappeln, aus anmuthigen Flächen, grünen Wiesen, Erlensümpfen, hie und da mit Rohr bewachsen, und von Wasser durchschnitten. Weiter hinten hin, wo das Gewühl von Menschen nicht gar zu groß ist, weiden viele hundert Hirsche, die des Winters zu schlimmer Zeit zum Theil mit dem Heu gefüttert

* = Erdberg.

** Der Satz, in ¹ und ² gleichlautend, ist ersichtlich unvollständig.

werden, was jetzt für sie in großen Schuppen aufbewahrt wird. Sie sind gewöhnlich zahm, und fürchten die Menschen nicht. Man sieht außerordentlich schöne Thiere. Sonderbar ist es, daß die Hindinnen mit ihren Kälbern sich gewöhnlich allein halten. Dieser große Raum, den der Prater ausmacht, hat nun wieder seine einzelnen Gehäge, und einige Plätze, wo nicht jeder reiten, gehen und fahren darf; sonst ist alles seit Josephs Zeit ein freyer Tummelplatz, und ein schöner und freundlicher Erlustigungsort für die frohen Menschenkinder. Nach allen Ecken laufen Wege, Alleen und Fußsteige aus, die selten menschenleer sind. Die schönste Gegend des Praters ist unstreitig die nordwestliche, wo die große Donau ihn zunächst umfließt, der Theil, der gradaus zwischen der Leopoldstadt und der Donau liegt. Da hat man eine wunderschöne Aussicht auf eine Menge lieblicher Eilande, die gegenüber liegen, in einem Kranz von Erlen und Weiden. Auf einigen grasen Rühle, auf andern springen muntre Hirsche, auf andern wiederhernde Kofse, und von andern endlich klappern Mühlen ihren einförmigen und unmelodischen Gesang. Fernher schimmert der Leopold- und Kaltenberg im Westen mit seinen grünen Reben, und eine schöne Ebne dehnt sich jenseits in die Unendlichkeit gegen Norden aus. Hier habe ich oft auf einem Deiche geruht, der mit Schilfrohr bedeckt und von Rohrsperlingen umtönt, und Eisvögel in den Strom hineinläuft. Hier habe ich mich von den Wellen des Stroms oft in süße Träume einwiegen, und sanft an jene Gestade⁺ hinspielen

* Rügens, bei Altenkirchen.

lassen, die vor einem Jahre mich oft mit süßer Wehmuth erfüllten, wenn der Schimmer des Abends auf dem unendlichen Meere floß, und seine Wellen mir in sanften Wiegenliedern vorbehrauschten. So habe ich diesen Platz mir in Wien als meinen eigensten geheiligt und er wird nie aus meinem Gedächtnisse verfliegen, wenn auch sonst nichts Holdes mehr durch die verhärtete Schale alles Denkens und Empfindens dringt.

Vorne im Prater, gleich am Strome, den Erdbergen gegenüber, sind einige kleine Wohnungen und Gärten, so wie an der linken Allee, unweit des Eingangs. Nachher weiter hinein liegen links und rechts in der Mitte zwischen beyden, und zu ihren Seiten eine Menge kleiner Häuschen, Garlküchen, Schenken und Keller, die um sich her, wie in einem Lager, große und kleine Sige, Tischchen, Stühle, Bänke und andre Zurüstungen und Vorrichtungen des Vergnügens haben. Diese Wohnungen mit den Plätzen herum, geben eine kleine Pacht, und so können die Unternehmer sich mit ihren Sachen und Leuten darin einrichten. Des Morgens ist hier nie was zu thun. Wer sich dann vergnügen und unterhalten will, der geht und fährt in den Augarten; aber des Nachmittags von 3 bis 9 Uhr findet man hier immer Gesellschaft. Am zahlreichsten indessen ist sie an den Feuerwerkstagen, und an schönen Sonntagen, wo alle Geschäfte ruhen, und wo ein Wiener gewiß eine große Sünde zu thun meynt, wenn er seine Zeit nicht den Vergnügungen weihet. Dann ist der Weg vom Leopoldstädter Thor bis an die Allee rechter Hand in dem Prater ein Gewimmel, wie wenn Ameisen wandern. Man sieht eine lange Reihe der schönsten Equipagen

und Fiaker, die immer neben einander mit Hoo! Hoo! hin und her rollen, indem zu beyden Seiten die zahlreichen Fußgänger im Staub und Gedränge beynahe ersticken. Hier an der rechten Allee steigt man aus, und läßt die Kutschen halten, oder kutschirt auch weiter hin nach allen Richtungen den Prater auf und ab. In dieser Gegend also ist der Tummelplatz der hohen und bessern Welt. Sie spaziert entweder in den Seitensteigen auf und ab, und läßt sich bewundern, oder läßt sich unter den Tausenden mit wohl- und hochgebohrnen Hintern nieder, nimmt geschlagenen Obers (Kern*, Rahm) Kaffee, Chokolade, Limonade, Eis, Himbeersaft zc. ein, und läßt sich im neuesten Schmuck aus London und Paris begaffen. Da ist ein Flattern und Fliegen und Gumsen der Stuger, der brillanten Huren, und drunter das Schreyen der Markeurs, Bedienten und Kutscher, wovon nur eine dunkle Vorstellung dem Träumer bleibt, wenn er aus diesem Faschingspiel in die Stille kömmt — ein flüchtiges und vergängliches Bild des Menschenlebens, wie es selbst ist. Man glaube aber nicht, bloß hohe Welt hier zu sehen; nein, alles ist traulich unter einander, nicht allein auf den Spaziergängen, sondern auch auf den Bänken und Sesseln, an den Tischen, unter den Bäumen, wie in den kleinen Zimmern. Es ist ja alle acht Tage, oft noch öfter, so ein Karneval, wo der Größte, wie der Kleinste, gleiche Luft athmet, und oft gleiche Tassen berührt, nur daß jener endlich stolz mit ein Paar Engländern oder Neapolitanern fortrasselt,

* Ober- und niederdeutsches Wort, vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 5: 596.

vom Schimmer der Livreen umgeben, und von einem Fackelträger begleitet, während dieser in einem Fiaker eben so schnell, oder auf seinen Füßen eben so glücklich an den Ort seiner Ruhe kömmt, wo ihn der Staub, den jener mit seinen Rossen aufwirbelt, und der Dampf nicht ärgert, den sein Fackelträger ihm unter die Nase schwingt. Es ist eine Freude, so ein wenig umher zu lauschen und zu sehen, wie jeder hier das Seine sucht. Die dicken Bäuche in ihrer ehrenfesten Ruhe, wie sie alles gewöhnlich genießen, und für das Uebrige kaum die Augen offen haben, wenn nur ein Lätzchen nach dem andern die Kehle hinabgleitet, und ein Rופן (eine Art Brod) auf den andern gepropft wird. Die alten Weiber mit aufgespannten Busen, und roth, daß sie sich schämen mögten, wie sie wohlgefällig die vorübergehenden Herrchen mustern und recensiren, doch mit einer Miene der Gutherzigkeit, daß man höchstens über sie lachen kann. Die jungen Dinger, die weiter in der Welt nichts wissen, noch kennen, als das schöne Wién (Wiähñ) und das herrliche Wién, wie sie mit ihren hübschen Gesichtchen umhergucken und jene Blitze senden mögten, die sie nicht haben, und wie endlich ihr ganzes Wesen sich in Einem holden Lächeln aufthut, wenn ein Süßling mit einem faden Wig und einer albernen Frage die Langleweille des Erwartens unterbricht. Die Stuzer endlich, dieses zahllose Schöpfsenheer, jetzt alle schwarz angethan von unten bis oben, und anglisirt an Köpfen und Füßen, so sehr es die Wiener Polizey gut findet, wie sie bald wohlgefällig auf ihre netten Beine, bald auf die blanke Halskette schauen, woran ihre Uhr hängt, dann mit einer Zehenhebung einen salto mortale machen, plögl

hören, und eben so plötzlich auflachen, als hätten sie was Wichtiges gehört und gesagt, und so endlich wieder, ihrer Rolle eingedenk, in die alte feingliedrige etwas plumpe Stellung fallen, bis endlich die Lünetten der Nase applicirt, und die Unterröcke, wie sie Wieland zu nennen vorschlägt, einer nach dem andern gemustert werden. Auch Abbés kann man hier mit diesen Instrumenten der Galanterie sehen, mit schönen rundfrisirten Haaren und rothen Strümpfen; die ächten Pariser weiland* haben selbst im Exile jetzt noch einen ganz andern Schnitt. Bey diesem Gewirre der Tausende verleugnet der Wiener sein Phlegma und seine Gutmüthigkeit nicht. Es ist wie ein Bienensummen um die Abendzeit, was freylich zusammen ein feines Geföse macht, wovon man aber selbst in der Nähe keine Stimme erschallen, keinen Laut tönen hört. Die meisten sitzen stumm und mit abgebrochenen und zischenden Worten, wie die kraftlosen Schatten der Unterwelt bey dem** Mäoniden, und die Sprechenden lassen es so in ihrer bequemen und stillen Manier gehen, daß sie nicht Einen Schritt weit hörbar sind. Kein Anstoßen, keine Händel, niemals lebendige Wort-Wechsel. Bloß die Kutscher lassen durch derbe Stimmen und herzhaftes Fluchen noch zuweilen vernehmen, daß es hier leidenschaftliche und beseelte Thiere giebt. Zu lernen ist hier wenig für den Zuschauer, sich zu tummeln nichts***, aber gut für den sechsten und siebenten Sinn zu sorgen, und das ist doch auch eine Sonntagspflicht.

Wenn man von hier nun den Weg schneidet über den Rasen auf die linke Allee zu, so stößt man immer

* = ci devants. — ** 1den.

*** Unverständlich; in ¹ und ² gleichlautend.

auf neue Häuschen und Schenken, und die zahllosen Feuer, und der angenehme Fettduft, den man eine halbe Stunde weit riechen kann, sagen einem, welchen Göttern hier geopfert wird. Auch hier ist, wie oben, vollkommne Gleichheit, wie sie die freye Natur immer einflößt, und also auch immer behaupten sollte, gute und schlechte Gesellschaft in einer reizenden Unordnung unter einander. So laufen die kleinen Häuschen und Kasinen der Restaurateurs nach allen Ecken und Enden aus, weit über die linke Allee, und bey jedem findet man neue Arten von Spaß und Vergnügungen. Regalbahnen sind allenthalben; gewaltige Schaukeln, worin die Bürger und Bürgerinnen sich nach den Strapazen ihrer Beine wiegen lassen, und die, in einer langen Reihe geschwungen, mit ihren Einsitzenden oft ein äußerst drolliges und lächerliches Schauspiel geben, wenn man das Geschrey der ohnmächtig werdenden und das Gewühl in den dicken Bäumen, worin die gebratenen Händel und gefüllten Kalbsköpfe sich umrühren, mit dazu rechnet. In andern Häuschen laufen die Karussell rund, mit allerley Volk besetzt, und türkische Trommeln und quikende Pfeifen machen eine wilde Musik, die man fernhin donnern hört. Banden Spieler aller Art sitzen nun da auf einem beliebig aufgeschlagenen Thron und donnern in das wilde Getöse der Tausende meistens populäre Stücke, und muntern zu Speise und Trank auf. Man sollte glauben, hier gehe es wilder und lärmender her nach der Weise des gemeinen Volks, welches hier doch häufiger ist. Aber nein, dieses auch behauptet den gemeinen Charakter, der gar keiner ist. Nie sieht man einmal Buben sich raufen, oder schelten, was in andern

Städten einem Wunder gleich scheinen würde. Jeder genießt reichlich, was sein Vermögen und Magen vermag, kümmert sich nicht um seinen Nachbar, noch um die ganze Welt, und rückt kaum das Ohr von seinem Seidel Wein, gebackenen Händel, oder Kapaunerl auf, wenn ein ungewohntes Tosen erschallt. Da sitzt und liegt und tummelt sich das liebe Menschengeschlecht in gar mancherley Gruppen, und freut sich der helllodernden Küchen und der lustigen Musik, indem eine Tasse die andre jagt, und Seidel auf Seidel, und Plugerl auf Plugerl (eine irdene Krucke von der Form eines Kürbisses, der hier Plugerl heißt) die Nase röthet färbt, bis endlich Braten, Kuchen und Fische die Sprache ganz benehmen. Hier ist es Zeit für die liebe genußfrohe Jugend, sich anzumachen. Die Wienerinnen sind mit Blicken sehr gütig, nehmen, wie die meisten Weiber, gewisse Anträge nie übel, und haben also einen leichten Haken, woran man fest werden und machen kann. So wie alles zusammen-sitzt und sich setzen kann, läßt sich die Spitze da leicht fortstoßen. Einladend sind die Bäume, sich zur Vorrede vertraulich hinzulagern, und Büsche giebt es auch, wenn gleich die fromme Kaiserin Königin manches schädliche Gesträuch hat weghauen, und den Prater lichten lassen, um Amors lose Diebschliche auszurotten. Endlich kömmt denn doch das trauliche Dunkel der braunen Nacht, wo alles zu zweyen, dreyen, vieren sich aufzuachen kann, und wo den wenig bedürftenden Sterblichen ein Baum oder Strauch allenthalben zu einer didonischen Höhle wird. Es ist ein sonderbares Gefühl, welches mich immer ergreift, wenn nun alles fortheilt. Das Tosen der Wägen, das Lärmen der Kutscher und Fiaker, das Lachen und

Plappern so vieler illuminirter und froher Menschen wälzt sich wie in einem Strome fort und rollt zu Einem wilden Klang zusammen. Stillter wird es und stiller unter den Bäumen, ein Licht erlischt nach dem andern, und eine Musik verstummt nach der andern, bis endlich die letzten dumpfen Töne einer einsamen Trommel, oder einiger gellenden Pfeifen durch das einsame Dunkel schallen und einzelne Menschengestalten still und verloren vorüberwallen. Warum wird einem unter so einem großen Menschenhaufen, wo man keiner Seele angehört, und wie ein Tropfen in dem großen Strome fortrinnt, warum wird einem da so wehmüthig? warum erregt alle Pracht der Welt, alles was dem Ohr und dem Auge schmeichelt, alles was die Sinne reizen und ergözen kann, warum erregt das lebendigste und strudelndste Leben nur das große Gefühl der Vergänglichkeit?

Der Augarten.

Will man den Prater eine Lais und Phryne nennen, so ist der Augarten eine sittsame Danae, oder eine in eigne Unschuld und Milde versunkene Psyche, der man sich mit bescheidenern Blicken und ruhigerem Blute nahen muß. In der That der Charakter dieser beyden Lusthaine ist eben so verschieden als der Charakter der Vergnügungen daselbst, wenn diese gleich sehr oft einander ähnlich werden müssen. Der Augarten liegt südwestlich* von der Leopoldstadt und macht zusammen mit der Brigittau den südwestlichen** Theil der großen

* Vielmehr nordwestlich.

** Vielmehr nordwestlichen. — Brigittau = Brigittenau.

Insel aus, von welcher die Leopoldstadt und der Prater der größere Theil sind. Er trägt durchaus das Gepräge der Lieblichkeit und Anmuth, und hat in jeder Rücksicht Vorzüge vor dem Prater, wenn man das zahlreichere Menschengewühl in diesem abrechnet. An seinem Eingange sind mehrere große Gebäude von Kaiser Joseph gebaut, in einem Viereck, und er trägt eine Aufschrift, die mehr für die Humanität, als den Geschmack dieses großen Mannes beweist: Allen Menschen geweiht* von ihrem Schätzer. Diese Zimmer hat ein gewisser Jahn gepachtet, bey dem alle mögliche Artikel des Magenlurus, oder der bloßen Leibesnothdurft wohlfeil und theuer zu haben sind. Hier ist meistens des Morgens Gesellschaft, die einen Kaffee oder Chokolade einnimmt, und in den schönen Gängen oft bis Mittag herumwandelt, und in den Sälen, oder unter den hohen Kastanien und Pappeln endlich ein weidliches Mahl hält. Auch des Abends giebt es hier oft einige. In den größten Sälen werden häufig Akademien gehalten, oder Musiken von Dilettanten aufgeführt, wie jetzt alle Donnerstage geschieht. Häufig ladet man hieher auch eine ganze Gesellschaft, und Jahn richtet die Bewirthung ein, je nachdem man prächtiger oder frugaler schmausen will. Diese schönen Gebäude sind wieder mit österreichischer Liberalität zum allgemeinen Vergnügen hergegeben, und der Wirth giebt eine Kleinigkeit dafür, um nur desto besser und wohlfeiler seine Gäste bedienen zu können. Zu Mittage findet man meistens Musik da, oft das Orchester der Leopoldstädter Bühne. Von diesen Gebäuden laufen nun die prächtigsten Alleen nach allen

* Vielmehr: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort“ 2c.

Seiten der Donau, deren beyde Arme hier so weit nicht auseinander sind. Die Gänge sind durchgehauen und werden unter der Scheere gehalten, das andre Gehölz ist dichtes Gebüsch. Schöner und üppigern Baumwuchs, als hier, kann man sich gar nicht vorstellen, noch kühlere und lieblichere Schatten zu allen Stunden des Tages; deswegen würde der Augarten, wenn ich in Wien bliebe, auch immer mein Lieblingsplatz seyn. Er ist es auch für die Wiener Schönen, die man hier des Morgens, besonders an Konzerttagen, in großer Menge auf- und ab wandeln sieht, in der lebenswürdigen und schmach- tenden Blässe des Morgens — das ist nicht wahr, die meisten beschmieren sich bis an die Ohren mit Roth, wie sie aus dem Bette steigen — und in dem holden Negligee, worin Amor seine größten Schelmerereyen aus- heckt, und worauf man allen unvorsichtigen Augen und flatternden Herzen mit großen Buchstaben ein Cavete! schreiben sollte. Hier also geht das große Schauspiel eines langen lästigen Tages an, löst sich im Prater, Maria Hising, Schönbrunn und wo sonst noch auf, und endet im Hoftheater, in der Oper auf der Burgbastei, oder zum Spaß auch wohl bey Schikaneder und dem Kasperl, bis es die Gardinen und die Nacht bedecken. Die schönen Alleen sind hier aus Kastanien, Silberpappeln, auch wohl aus Ulmen und Linden. Ich habe nie so hohe Bäume, selbst auf dem Schießwall zu Regensburg nicht*, und nirgends ein lachenderes und dunkleres Grün gesehen. Das Schönste hiebey ist, daß man sogleich das Freye gewinnt, und die Donau, wo sich die reizend- sten Gegenden dem Blicke öffnen. Rechts vom Augarten

* Vgl. Reise 12: 123.

geht die Straße nach Böhmen über eine lange Donaubrücke durch freundliche Inselchen fort, und von der Seite quer über diese Straße geht und fährt man in den Prater. Hinten im Westerende kommen nun mehrere kleine Häuschen und Küchen, wo es, wie im Prater, hergeht, nur ist Frequenz und Maß kleiner. Hinter diesen läuft die lustige Brigittau zwischen zwey Donauarme eingeklemmt fort, wo man die schönsten Spaziergänge und zur Seite jenseits die Rossau und den schönen Weg nach Nußdorf mit den Wiesen am Strome hat. Da kann man sich ergehen, wenn man vorne nicht müde werden kann, oder wenn man sich nach der Einsamkeit und einer schönen einfältigen und unbeschneitelten Natur sehnt. Im Augarten wird übrigens weder gefahren noch geritten.

Schönbrunn.

Dieses hübsche ländliche Schloß liegt von Wien etwa anderthalb Stunden, von den Vorstädten aber, nemlich von Mariahilf und den zunächst anstoßenden etwa eine halbe bis drey Viertelstunden in einer sehr angenehmen Gegend, und hat einen Kranz lustiger Dörfer um sich, als Gumpendorf, Grünfeld*, Mariabising und wie sie weiter heißen, unter denen es sich prächtig als Königin empor hebt. Das Schloß selbst liegt in einer Ebne, oder vielmehr in einem Thale dicht an der Wien, und hinter ihm hebt sich sogleich ein schöner Hügel, und weiterhin schimmern grüne Berge. Es ist in Einem Stile mit Laxenburg, doch noch etwas gezielter und verschnörkelter

* Grünberg, vgl. S. 23.

gebaut, wie sie denn beyde als Gebäude nichts Schönes und Erhabenes haben. Es hat vorn einen schönen Hof zur Auffahrt, und an den Aussenseiten laufen große Reitställe hin, worin kaiserliche Pferde stehen. Die Möbel drinnen sind fast veraltet und keinesweges prächtig. Selten kömmt der Hof hieher, öfter die jungen Erzherzöge. Hinter dem Schlosse ist der Garten. Vorn hat man einen weiten offenen Platz bloßen Sandes, den endlich ein großer Teich mit neptunischer Steinhauerey beschließt, worin zahlreiche Goldfische umherschwimmen. Zu beyden Seiten dieses Platzes laufen Gänge und Alleen mit schönen Bäumen nach Westen und Osten fort, ganz im alten französischen verzierten Geschmack. Gleich unten am Schlosse sind Blumen und Fruchtgärten in einer Vertiefung. Der freye Platz und die Baumreihen und das Innere der Lauben sind mit einer Menge Statuen besetzt, die zum Theil gut gearbeitet sind; die besten sind Kinder des Wiener's Bayer*. Rechter Hand vom Schlosse westlich kömmt man zu einer Menagerie von allerley Thieren, die im Garten, in freyen Plätzen, auf Höfen, in Zimmern und Käffichen aufbewahrt werden. Man sieht da manches Merkwürdige, besonders aber einen schönen weissen Bären, Fasanen, Pelikane, und eine ganz vorzügliche Sammlung der kaiserlichen und scepterhaltenden Vögel. Aus diesen Partieen steigt ein Hügel sanft empor und neigt sich jenseits eben so sanft zu Wiesen und Waldgesträuch hinab. An seiner linken östlichen Seite steht ein ganz feiner Obelisk und in der

* Friedr. Wilh. Bayer (Beyer, Bejer, 1725—1806); nicht aus Wien, sondern ein Gothaer.

Mitte, dem Schlosse grade im Angesicht, eine niedliche VILLE, aus einem großen Saale und zwey Arkaden zu beyden Enden bestehend. Hoch breiten drüber ihre Flügel die goldnen Adler aus, die man weithin schimmern sieht. Die Aussicht, die man von hier auf das untere Gewimmel des Schlosses und Gartens, auf die reizende Gegend und auf die Kaiserstadt hat, und endlich auf die fernern südöstlichen Gebirge, ist entzückend, und diese VILLE* unstreitig der schönste Punkt in Schönbrunn. Hinten, wo der Hügel noch höher steigt, hat man einen wilden Wald von Eichen und Tannen und Fasanengebüsch. Der botanische Garten hier gehört zu den berühmten in Europa; mehr kann ich Unkundiger nicht von ihm sagen; mich hat er bloß ergötzt. Dieses Schönbrunn mit seinen Umgebungen gehört, weil es so nahe ist, zu den von den Wienern am meisten besuchten Orten. Alle Tage geht und fährt und reitet es da in hellen Haufen, und es ist fast nie leer. Ja mancher Wiener hat in den niedlichen umliegenden Dörfern, vorzüglich in Mariahizing, seine Sommerwohnung aufgeschlagen, und mancher Fremde ahmt ihm darin nach. Besonders ist es in Meidling und Mariahizing immer voll Jubel und Gewimmel. Der Haupttag indessen ist der Sonntag. Ist dieser heiter, so kann man von Fröh Morgens von 6, 7 Uhr an alle Wege und Fußsteige voll bunter und feingepugter Menschen sehen. Die Fiaker nehmen die Feineren ein, andre schleppt der lange Schwanz eines Zeiseltwagens die Person für drey, vier Kreuzer, zu 15 bis 20 zusammengepackt, die doch zwey arme Gaule immer im

* Bekannt als „Gloriette“.

Trabe ziehen müssen. Viele endlich brauchen das natürliche Gespann des Menschen, und trocknen sich oft den Schweiß und Staub von der Stirne, in Erwartung der Freuden und Belustigungen, die die Mühen und Arbeiten vieler saurer Tage belohnen sollen. Ländliche Musikanten stehen dann hie und da am Wege und blasen, und sehen den zufliegenden Kreuzern der Vorüberfahrenden mit Sehnsucht entgegen. Vor den Schloßthoren aber harren die Fratschlerinnen mit Obst, Pflaumen, Pfirsichen, Kuchen, Brod, Wein und Rosolio, und haben gewöhnlich ihren Vorrath vor der Zeit abgesetzt. So wimmelt und strudelt es wie ein ewiger Bienenschwarm, im Schloß und Schloßgarten hin und her, und ist der Prater im Kleinen für den Morgen und Vormittag. Schaarentweise sieht man sie nun in den kühlen Gängen auf- und abwallen, oder sich auch Paarsweise weiter in die Vertiefungen des Parks verlieren. Andre füttern die Goldfische in dem großen neptunischen Behälter mit Brosamen. Die meisten aber sind um die Thiere in der Menagerie her, und hier scheint ordentlich eine Art von Wallfahrt zu seyn. Da wird durch die mancherley Späße, Neckereyen, Urtheile und Anmerkungen für den lustigen Seher und Horcher die Menschenmenagerie endlich noch die lustigste. Diese Wirthschaft dauert so bis um Mittag fort, wo die meisten sich zerstreuen, und nach Meidling, Nußdorf*, Gumpendorf für die fernere Unterhaltung des Mittags und Nachmittags ziehen. Manche aber bleiben hier und lassen sich in den wohlausgerüsteten Gasthäusern und

* N., von Schönbrunn nach damaligen Verkehrsverhältnissen weit entfernt, kommt hier nicht in Betracht.

Garküchen ein weidliches Mittagsmahl schmecken, und die heißen Stunden vorübergehen, wohl wissend, daß es noch lange Zeit hat, bis der Prater mit seinen Trommeln toset, und seine dampfenden Garküchen aufthut, oder Schikaneder und der Kasperle ihre Späße aufstischen.

Laxenburg.

Dieser schöne Sommeraufenthalt der kaiserlichen Familie liegt zwey kleine Meilen von Wien in einer schönen Ebne, die im Südosten die Berge hinter sich hat, welche von Wienerisch Neustadt nach Dedenburg bis zum Neusiedler See in Ungern fortlaufen. Es scheint aus einer süßen und schwermütigen Phantasie der Natur entstanden zu seyn, und die Menschenhand, die gewöhnlich mehr verdirbt, als verschönert, hat es meistens leidlich gemacht. Große und erhabne Gegenstände der Natur und Kunst sucht man hier vergebens, aber von dem, was sie Sanftes und Holdes hat, was in den meisten Stunden des Lebens der menschlichen Gemüthsstimmung nicht widerstrebt, von dem findet man hier vieles beisammen. Ich will das, was einen schönen Morgen meines Lebens gemacht hat, aus der Erinnerung zusammenlesen, und eine kurze Schilderung davon entwerfen. Das Schloß ist in dem Geschmacke von Schönbrunn, leicht und anspruchslos, und auch sein Inneres ohne Prunk und Bierde. Hieran stößt nun gleich der Garten und Park, und man geht durch das Schloß, oder einige Seitenpforten hinein. In zwey Hälften theilt ihn ein großer breiter Weg, der vom Schlosse sanft

aufsteigt, und endlich in einen grünen Hügel über dem Park ausläuft. Mehrere Durchschnitte sind zu beyden Seiten durch den Wald, und Baumpflanzungen, Wiesen, Ager und Gänge wechseln ab, hie und da mit Wassern durchflossen, und in der lieblichen Mannigfaltigkeit und Unordnung, worin uns die Natur so sehr gefällt. Statuen sind sparsam angebracht, und Schnitzeley selten. Die rechte Seite vom Schlosse aufsteigend, ist die höhere, und hat hübsche Parteen und Gänge, aber die linke ist wasserreicher und zum Lieblingsplatz der kaiserlichen Familie geworden. Hier wandeln sie oft und tummeln sich herum, speisen im Freyen, und feyern kleine Feste an den bäurischen Tischen und unter den offenen Pavillons, und man bekömmt durch das Ganze eine recht freundliche Vorstellung von ihrem häuslichen Leben. Die Kaiserin selbst* soll die Seele von allem, und sehr munter und beherzt seyn, und selbst oft den Wagen lenken, so hoch in die Berge hinein, und so keck über holprichte und abschüssige Stellen, daß der furchtsamere Gemahl oft ernsthafte Einwendungen dagegen gemacht hat. Die kleinen Anlagen und Gebäude dieser linken Seite sind meist aus ihrem Kopfe gekommen, und machen ihrem Geschmack Ehre. Gleich oben ist ein kleines Fischerdörfchen, das aus mehreren Häusern besteht, in welchen man vieles findet, was zum Fischerleben und Fischergeräthe gehört, alles freylich zierlicher und netter, als es dieses arme Völkchen gewöhnlich haben kann, oder das nasse Element es verträgt, worauf es seine mühselige Erndte hält. Indessen werden doch auf Befehl

* Maria Theresia von Sizilien, seit 1790 (zweite) Gemahlin des Kaisers.

und unter den Augen der Kaiserin häufig Proben damit in der umliegenden Gegend gemacht. Nicht weit davon ist ein Teich mit einem sehr hübschen chinesischen Glockenschlößchen auf einem Ende, und einem Gezelt auf dem andern. Aber niedlicher und reeller ist weiterhin das holländische Kaffeehaus mit Billard, Küche, Speisesaal und dem gehörigen Apparat, sehr simpel und geschmackvoll eingerichtet. So ist auch das sogenannte türkische Zelt und die Einsiedelei mit ihren Grotten, Gärtchen und Taubenschlage. Aber bey weitem das Schönste ist und bleibt die lebendige Natur, die kleinen Bäche, die grünen Wiesen und der herrliche Baumwuchs der alten Eichen, Ahorne und Platanen. Auch hier sind Durchschnitte auf die Ebne hinaus, auf die Dörfer und Thurmspitzen. Ganz am äußersten Ende des Parks arbeitet man ämsig an einem großen Gebäude, woraus ein Ritteraal, oder besser, eine Ritterburg* werden soll. Unser Führer sagte uns sehr naiv, die Kaiserin wolle ihrem Herrn eine Freude damit machen, wenn es nun mit einem Male, wie durch eine Hexerey da stehe. Ja, setzte er lachend hinzu, er weiß es wohl, er thut es ihr aber zu Gefallen, daß er nie nach dieser Seite des Parks hingehet. Näher am Schlosse sind Gänge und Gärtchen im französischen Stil, und kleine Becken mit Goldfischen. Hier ist auch eine statua equestris, Kaiser Josephs, aus Bronze, kaum halbe Lebensgröße. Sie ist wohl gerathen, und der Kaiser gut getroffen, aber doch macht das Werk keinen Eindruck, weil es wirklich zu winzig ist. Um das Fußgestell sind Basreliefs, die seine Tugenden und Verdienste vor-

* Die jegige Franzensburg.

stellen, und auf einer Platte liest man die Worte: Joseph. sec. Rom. Imp. alteri parenti Franc. sec. ex fratre nepos posuit. Sie ist erst diesen Sommer aufgestellt*. Laxenburg selbst ist ein nettes Dörfchen, hat einige gute Wirthshäuser, ein zierliches Kaffeehaus, und alles, was ein Ort haben muß, der den vergnügenliebenden Wienern so nah ist. Von hier bis Wien fährt man fast immer in einer Allee, welche die Kaiserstraße genannt wird, und die keine andre Wagen befahren dürfen, als welche Menschen geladen haben.

Wien und was drinnen ist.

Taubstummeninstitut.

Dieses Wesen ist nahe an der Mauth bey den Dominikanern, in einem von Joseph eigen dazu bestimmten und eingerichteten Hause. Unten ist eine große Buchdruckerey, die verpachtet ist, und an das Institut bezahlt, und worin mehrere seiner Zöglinge arbeiten. Die Speisezimmer, die Schlafzimmer, die Betten, alles ist äußerst reinlich und ordentlich, und erregt für das Ganze gleich eine vortheilhafte Idee. Dieser Idee entspricht auch das Aeußere der Kinder, das Gesundheit und frohen Muth verräth. Sie sind meistens in Grau gekleidet, und

* Sie ist das Modell des großen, von dem Tiroler Franz Zauner geschaffenen, 1807 enthüllten Reiterstandbildes vor der Hofbibliothek. Ausführlich über dasselbe Karl Verluch, Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien im Winter 1805—06¹ (1808): 82 ff. Die Inschrift von Denis.

einige reichere in beliebigen Farben. So ist es ebenfalls mit den Mädchen. Die bestimmte Zahl ist 45, und nur, wenn mehrere ausgetreten sind, werden neue aufgenommen. Die meisten vom niedrigen Stande lernen ein Handwerk, wenige eine Kunst; einige werden auch als Schönschreiber auf den Kanzleyen angestellt. Der Direktor des Instituts, und der heutige Examinant heißt Mai*, ein Mann, der alle die Freundlichkeit und Geduld zu haben scheint, die zum Umgang mit Kindern, noch vielmehr mit solchen Kindern, durchaus nöthig ist. Sonst sind mehrere Unterlehrer und Zeichen- und Schreibemeister angestellt. Jeden Sonnabend ist von 10 bis 12 Uhr öffentliche Prüfung, wo ein jeder hingehen und sich eine Idee von der Art des Unterrichts und der Behandlung dieser armen Kinder holen kann. Bey dem Examen ging es, wie fast bey allen Examen. Es wurden Kunststücke gemacht, die die meisten Zuschauer und Zuhörer außerordentlich, mich sehr wenig erbauten. Ein Knabe hatte erstlich ein Büchlein und las in seiner Art zu artikuliren die Worte her, indem er Zeichen dazu machte; nach diesen Worten und Zeichen schrieb es ein anderer auf die Tafel, und ein dritter mußte es hierauf wieder ablesen. Dann stellte sich der Lehrer hin und machte Zeichen, und die Kinder sprachen, wie sie konnten, die bezeichneten Worte nach, die er ihnen zum Theil mit dem Munde vormachte. Meistens waren es sinnliche und zeigbare Gegenstände, worin sie sich tummelten, und da ging es gut; bey abstrakten stießen sie mehr an;

* Joseph May (1755—1820), Schüler des Abbé de l'Épée, seit 1792 Direktor des Taubstummeninstituts.

auch kamen die nicht viel vor. Ja sogar einige französische Worte, einigen gegenwärtigen italischen Flüchtlingen zu Gefallen, mußte ein Knabe aufschreiben. Das war doch bloß nach der Fertigkeit, die schnelle Fingeringung des Lehrers zu beobachten; denn hiervon verstand er nichts; nachher übersetzte er es ins Teutsche ganz richtig. Hier schrieeen einige: süperb, göttlich! und das ganze Mirakel, immer ein ganz artiges, war, daß der Bube sich bey der Bezeichnung der einzelnen Buchstaben und Sachen nicht verwirrte. Nachher wurden Rechenübungen angestellt, ganz einfache, die gut abliefen. Wie man aber Kindern von abstrakten Gegenständen nur einigermaßen richtige Begriffe beybringt, das begreife ich, trotz allem Geschwäg und Erklären der Lehrer, und allem Erstaunen der betäubten Zuschauer nicht. Man sollte da, glaube ich, wie überall, nicht so viel an ihnen künsteln, sondern sie ihrem eignen Brüten und Nachdenken überlassen; sicher wären sie dabey glücklicher, als mit allem dem Zeuge, was man ihnen nun von Dogmatik einpstopft. Das ist ja gemacht, täglich viele zu verwirren, die Gehör und Sprache haben; wie sollte es denn bey diesen Armen es nicht doppelt und dreyfach thun? O es ist eine Angst, dies ja einzutrichtern, als ob nicht jeder heller, oder dunkler in sich herumtrage, und anschau, was er von diesen Dingen zum Hausbedarf braucht! Für die alltäglichen Dinge des Lebens mag es gut seyn, ihre Sprache zu üben, und sie die Namen und Worte auch aussprechen zu lassen. Aber das, glaube ich, vergessen sie leicht nach der Schule, weil sie es nie üben, wie hier. Da wird denn doch die Zeichensprache wieder alles thun müssen, und die reicht schon hin für die meisten

Dinge und Geschäfte des Lebens, und diejenigen, mit denen so ein Taubstummer umgehen muß, lernen leicht in einigen Wochen ihm alles ab, so daß sie ihm alles bedeuten, und von ihm alles verstehen können. Doch hat dieser Unterricht und diese Abrichtung und Auftrichtung sein Gutes und Wohlthätiges für diese jungen Menschen, weil alle Uebung den Geist weckt, und sie also nicht in thierischer Dummheit fortträumen läßt. Für alle abstrakte Gegenstände, die Artikel, das Genus und die Beugungen der Deklinationen und Konjugationen haben sie nun besondere Zeichen, die freylich in der ganzen übrigen Welt nicht gültig sind; doch mögen sie immer ein bißchen Licht in ihren Kopf bringen, aber sicher nicht durch das Nachplappern der Worte. Was in aller Welt ist es anders, als ein bloßes Pappgeiengequäck, wenn man sie durch Zeichen lehrt, unbegriffene Dinge unvernünftig unterscheiden, und es richtig an die Tafel schreiben? Dies sind doch bloße Zeichen für sie, wovon sie gar keinen Begriff haben. Besser und nützlicher, und mehr an seinem Plage ist hier alles Sinnliche, und das begreifen sie, wie man ihren frohen Gelehrden dabey es ansieht, weil sich das begreiflich und verständlich machen läßt. Dahin gehören die niedlichen Bilder aus der Naturgeschichte, Mechanik und Baukunst, womit das Lehrzimmer austapeziert ist, dahin die Uebungen im Zeichnen, worin ganz hübsche Arbeiten von einigen Schülern vorgezeigt wurden, und einige es so weit gebracht haben, daß sie von hier in die kaiserliche Zeichenakademie übergegangen sind: dahin gehört das Schönschreiben und Rechnen, in wie fern es bloßes Nachmahlen von Aufsätzen ist, die vor einem liegen. So

können Kanzley- und Rathhausverwandte aus diesem Institut hervorgehen; wirklich mahlen auch die Kinder, selbst die Kleinen schon, eine recht hübsche Hand. Wenn diese Uebungen, wenn die Beschäftigung und Zeichensprache mit den Kindern bloß auf sinnlich darzustellende und darstellbare Gegenstände eingeschränkt werden, dann erst hat das Institut einen rechten Werth. Unsere Religionsmetaphysik und Philosophie sollte man ihnen wohl bloß durch Hervorlockung des eignen Geistes und Erregung des Gefühls beibringen; auf jede andre Art verwirrt man sie sicher. Doch auch so bey allem Ueyermäßigen und Dressirartigen, was bey dergleichen großen Anstalten fast nie ganz zu vermeiden ist, ist es eine schöne und menschenfreundliche Anstalt des großen Mannes*, der für seine Monarchie und für Teutschland 30 Jahre zu früh starb. Ein Vortheil wenigstens wird ihr immer bleiben, daß manche dieser armen Kinder wenigstens zu gesunden und nützlichen Menschen gebildet werden. Wenn die Natur sie nur nicht dumm gemacht hat, die ihnen die liebe Gabe der Sprache versagte, so können sie gescheuter leben, als die ihr bischen Wig ewig über die Zunge klappern lassen, und also nie zum Gedanken Ruhe finden.

Der Narrenthurm.

Auch hier gibt es Gemählde, die des Sehens werth sind, wie die Lichtensteinische Gallerie, woraus ich eben komme, die aber nicht aus der wirklichen Welt heraus,

* Josefs II. Das Taubstummeninstitut wurde indes (allerdings auf seinen Antrag) von Maria Theresia begründet.

sondern leider nur zu sehr hineinführen, und zwar grade in ihre unlieblichsten Partieen. Aber wer nichts Menschliches sich fremde glaubt, der findet auch hier Manches, worüber er in freyen und müßigen Stunden nachdenken soll; und was dem Menschen Nachdenken giebt, das giebt ihm seine köstlichste Weide. Dieser sogenannte Thurm liegt hinter dem großen Spital, und seitwärts vom Militärspital an der Alster und Währinger Gasse, ein starkes zirkelförmiges Gebäude, doch kein Pantheon; wieder ein Denkmal österreichischer Freygebigkeit. Alles ist mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit eingerichtet, und wird in Ordnung und Reinlichkeit gehalten, daß ich erstaunt bin, wie es unter diesen Halbmenschen möglich sey, die freylich oft nicht einmal halbe Thiere sind. Dieser Thurm hat nach allen Seiten reichen Luftzug und Himmelslicht. Unten ist ein Garten, wo die Halbtollen und Genesenden spazieren können. Diese, versteht sich, die stark genug dazu sind, müssen auch kleine Arbeiten thun, Holz und Wasser tragen, fegen und dergleichen. Die Gänge und Treppen, und selbst die Zimmer lassen es kaum vermuthen, wo man ist, wenn man nicht durch das wilde Schreyen und Tosen der Umherstehenden und Gehenden, und durch das Gewimmer und Gebelle der Rasenden und Geschlossenen drinnen zu lebhaft daran erinnert würde. Der Aufseher und Oberarzt, D. North, ist ein Mann, dem man den lebenswürdigen und menschenfreundlichen Karakter, durch den er berühmt ist, aus jedem Zuge anerkennt, wie seine seltne Geschicklichkeit und seinen außerordentlichen Scharfsinn in der Behandlung dieser Unglücklichen, die des edelsten Theiles ihrer Selbst beraubt sind. Auch die Aufseher

und Krankenwärter tragen nichts von der gewöhnlichen Rauheit und Härte an sich, das solchen Leuten freylich bey diesem Geschäfte leicht natürlich wird. Doch auch dieses hängt sehr von dem Vorsteher ab, und desto größer ist sein Verdienst, so er ein menschlicher ist. Er besucht täglich den Thurm, doch ist jedesmal eine gewisse Abtheilung der Kranken daran, doch so, daß er die, so es bedürfen, alle Tage besieht. Noch ist eine Art von Unterarzt und Dispensator, dem er die Medicin und ihren Gebrauch zudiktirt, alle Tage da.

Die Meisten dieser Armen tragen sich mit einer gewissen fixen Idee, welche auszurotten, oder auf etwas anderes hinzulenken des Arztes größte Kunst ist. Andre sind wegen menschlichen Elends oder zerrütteter Organe entweder in einem stillen schwermüthigen, oder wilden rasenden Zustande. So wie die Ursachen mannigfaltig sind, so sind es auch die Mittel, aber so wenig man immer auf den Grund der ersten kommen kann, so sehr sind auch alle Mittel oft unwirksam, oder die rechten nur durch einen Zufall zu finden. Bey vielen ist durchaus alles vergeblich, und wenn auch einmal ein guter Schein eintritt, so sind doch sogleich wieder Rückfälle da. Bey andern ist es wegen körperlicher Beschaffenheit durchaus unmöglich, z. B. bey denen, die von zarten Jahren her epileptisch sind. Wenn der Anblick abscheulich und niederschlagend ist, wie so manche in thierische Wildheit und Ragenbosheit ausarten, und statt der göttlichen Vernunft keinen andern Karakter als Tücke behalten, die sich durch wildes Geschrey und Ränke offenbart, so ist es noch widerlicher und empörender, Gesichter zu sehen, die bloß die stille Dummheit sprechen, und

deren ganze Haltung gar keine Idee von Kraft giebt. Diejenigen, denen man trauen darf, laufen auf den Zimmern und Gängen ungehindert herum neben einander, lachen und schäkern, oder klagen; jeder thut und treibt gewöhnlich das Seine, ohne sich um die andern zu kümmern, oder sie zu verletzen. Andre sind an den Händen geschlossen, die entweder sich ein Leid thun wollen, oder doch sonst nicht zu bändigen sind. Manche dieser Tobenden kann man übrigens frey und ungebunden lassen, sie lassen andre ihre Tollheit nicht fühlen. In jedem Zimmer wohnen zwey, jeder ist für sich und hält sich auf dem Territorium seiner Bettseite, gewöhnlich so, daß sie niemals ein Wort mit einander sprechen, wenn gleich die Zunge sehr geläufig ist. Dies mögte auch angehen bey der grossen Ordnung und Sauberkeit, die hier durchaus herrscht; aber es hat in Rücksicht auf die Krankheit doch seine Nachtheile, besonders wenn der eine still, und der andre laut ist, oder der eine sich bessert, und der andre Tag und Nacht wüthet und tobt. Mich dünkt, bey so einem könnte ein Gesunder verrückt werden, geschweige denn ein Verrückter gesund. Die Gewohnheit ist freylich eine mächtige Göttin, und scheint hier wirklich so zu seyn. Aber mich dünkt doch, die gar Urgen und Lärmenden müßten allein seyn. — Beyläufig, ehe ich von einigen merkwürdigen Phänomenen dieser lauten Gesellschaft eine kleine Skizze gebe, will ich denen, die sich einer Glaze schämen, und nicht Gelegenheit haben, sie, wie Cäsar, mit einem Lorbeer zu bedecken, rathen, hier einige Monate sich in die Kur zu geben. Denn D. North bemerkt, daß nach den Vesikatorien die Haare außerordentlich wachsen, und daß verschiedene,

die gläsig hineinkommen, nach einigen derben Zieh-
pflastern krausköpfig wieder heimgingen.

Der Lottospieler.

Dieser war munter und wohlgemuth. Er erzählte uns, es sey sein größtes Unglück, daß er nicht freygelassen werde. Alle Nacht zeige ihm der Traum die Nummern, welche die nächste Ziehung herauskommen würden; er könne ein steinreicher Mann seyn, wenn das Schicksal ihm nicht so hart mitspiele. Aber, meine Herren, wie ich hier bin, habe ich kein Geld, und kann auch nicht einsetzen. Bitten Sie doch den Herrn von North für mich, die schöne Zeit vergeht sonst. Sie sollen auch was davon abkriegen. Sollte dieser arme Teufel vielleicht im Lotto das Seinige verspielt haben, und hinterdrein toll geworden seyn? Wunder wäre es nicht, daß dieses schändliche Spiel, dessen Kollektüren man auf allen Dörfern sieht, hier viele toll machte.

Der Krebs.

Dieser arme Teufel glaubt, er sey des Todes, so er vorwärts gehe, und hat eine ganz entsetzliche Angst, wenn man ihn so fortbewegt. Rückwärtsgehen muß er, das ist nun einmal seine Natur. Ich bin unterdrückt, schrie er, und ein Krebs geworden, darf nicht mehr vorwärts gehen. Wie viele mögten da wohl mit ihm einstimmen! Dann schwagte er hirnloses Zeug vom Krebs, woraus nichts zu fassen war.

Der Franzose.

Eine sehr interessante Gestalt, ein schön gebildeter Mann, dessen Züge aber alle eine tiefe Schwermuth

und ein düsteres Gefühl sprachen. Seine Hände waren zusammengeschlossen, weil er vorher mal versucht hatte, sich zu erhängen. Er flehte zu North im französischen Dialekt: O Ihr Gnaden, nehmen Sie mir doch die Ketten ab! ich schäme mich fast todt vor den andern, sie lachen immer so über mich, und das kann ich nicht ertragen. Lassen Sie mich doch ein wenig in den Garten gehen, ich werde mit Gottes Hülfe schon wieder besser werden, und will mir es nicht so zu Gemüthe ziehen. Daran thun Sie wohl, antwortete ihm der Arzt, ein entlaufenes Weib ist keiner Thräne, geschweige denn des Tollwerdens werth. Ein kleiner Bube, den North hatte kommen lassen, hatte uns unten nemlich seine Tollheitsgeschichte etwas aufgeklärt. Er hat, sagte er, mehrere Jahre als Gärtner bey meinem Vater gedient, immer still und außerordentlich fleißig und arbeitsam, und so fleißig, daß mein Vater ihn oft abrufen mußte; denn er arbeitete vom Morgen bis zum Abend und im größten Sonnenbrande. Zuweilen trank er wohl zuviel, aber selten, und nur an Tagen, wo die unbändige Hitze ihn reizen mochte. Schon damals bemerkte man eine gewisse Schwermuth an ihm, die sein Schicksal eines Vertriebenen und von einem feinen Vermögen Verjagten sehr erklärlich machte, noch mehr aber ein böses Weib, das Gott ihm als einen Satansengel und einen Pfahl im Fleisch zugegeben hatte. Diese lief endlich von ihm, und zwar ohne sein Wissen, nach Mariataferl zu den heiligen und unheiligen Orgien. Er grämte sich und ging ihr nach. Da fanden ihn Menschen in der Gegend ohne Verstand und Bewußtseyn, im Begriff sich zu erdroffeln. Dies war einige Tage nach seiner Abreise; so kam er denn hie-

her. Wir bedauerten ihn. Vielleicht genäse er bald, wenn man es ihm anschaulich machen könnte und fühlbar, wie viele mit ihm aus gleichen Ursachen eine Hölle im Herzen und auf der Stirn tragen, ohne so glücklich zu seyn, von Sinnen zu kommen.

Diebstuth.

Ein muntreer lachender Kerl, der ganz vernünftig sprach und dessen ganze Wuth darin bestand, daß er zuweilen einen untwiderstehlichen Anfall zum Stehlen kriegt, und dann mit der größten List und Verschmigteit seine Kunst in allen Winkeln und Kammern ausübt. Bloß deswegen waren seine Hände zusammengeschlossen. Ertappt man ihn, so kriegt er schmäbliche Streiche: aber es fruchtete nichts. Es wäre doch schade, wenn dieser lustige Narr einmal hängen müßte.

Die Hirnlose.

Diese bestätigt das, was die sogenannten Klugen von allen denen glauben, die in diesem Thurm sind, daß sie im Gehirn nicht recht verwahrt sind. Sie hat nemlich die fixe Idee, von der sie weder Hölle noch Himmel abbringen, ihr Kopf sey ohne Gehirn. So klopft und schlägt sie unaufhörlich daran, um zu fühlen, ob er hohl sey, drückt ihn und greift mit einer unbeschreiblichen Angst, die ihre hohlen und starren Augen sprechen, allenthalben auf ihm herum, ob der letzte Rest dieses Verstandesbrey's auch auslaufe. So lächerlich die Idee auch ist, so elend ist das traurige Daseyn, worin sie versunken ist.

Die Kindergebährerin.

Eine andere Geängstigte, die aber zuweilen sehr lustig und aufgeräumt seyn kann, ist die sogenannte Kindergebährerin, die schon lange hier ist. Sie schlägt sich immer an ihren Bauch, in dem eine Menge Kinder sich regen, die ans Licht der Welt wollen und die sie ungern dahin fördern will. Sie ängstet sich oft sehr dabey ab, wie sie zu andern Weilen wieder ganz keck dabey ist. Ich fragte sie das letzte Mal, was ihre Kinder machten und ob sie noch nicht still seyn wollten? „No, Ihr Gnodn, sie regen sich halter immer noch und ich denke, es wäre besser, wenn man mich herausgehen ließe*.“ Vielleicht wäre das einzige Heilmittel, ihr zu einer wirklichen Geburt zu helfen; doch wer würde dazu den Grund legen wollen? Dies wäre eine Frage, die vielleicht einem Sanchez** schwer würde in Rücksicht des peccati aut non peccati aufzulösen.

Die Macht der Elemente.

Ein armes Weibsbild, welches glaubt, an all ihrer Tollheit seyen die Elemente Schuld, die sie mit eisernen Scepter beherrschen. Auf alle Fragen war die Antwort: das thue ich nicht, das heißen mich die Elemente thun und was kann ich dafür? Sie schlug nach einem von uns, der Doktor schalt. „Schelten Ihr Gnaden die Elemente, nicht mich.“ Sie hatte Recht. O wohl sind es furchtbare Elemente, die so über das Bisichen Bewußtseyn eines Sterblichen herrschen. Kennen wir sie etwa besser, als diese Tolle?

* 1 Gnode . . . herausgangen.

** Der bekannte jesuitische Kasuist.

Der Benedacht.

Eine sonderbare Erscheinung; ein vormaliger Chirurgus, den, wie mehrere andre hier, wahrscheinlich auch eine religiöse Schwärmerey toll gemacht hat. Er fragte North, ob er denn nicht bald frey komme, und wie es zugehe, daß er von seiner Familie und seinen Vermögensumständen nichts erfahre. Das sey doch nicht zu verantworten; denn wenn die Seinigen auch nicht dabey zu Grunde gehen, was leide die Welt nicht? Höllische Geister, oder teuflische Menschen müssen dabey im Spiele seyn. Ich begreife es nicht, wie Gott es noch zulassen kann? Nur es wird nicht lange dauern, denn Sie sehen ja wohl, ich gehöre nicht hieher; das muß ja wohl jeder mir ansehen. North sagte ihm, das habe immer noch Zeit, da für alles gesorgt und seine Stelle schon besetzt sey. Meine Stelle besetzt? Das kann nicht seyn, hochehrtwürdiger Herr von North, Sie irren sich. Die zu besetzen steht in keiner menschlichen Gewalt; und kurz, machen Sie nur, daß ich hier heraus komme! denn immer kann ich hier doch nicht sitzen, und die Bosheit, die mich hieher gebracht hat, muß endlich zu Boden fallen. Und ich habe das nicht einmal zu sagen, denn Sie alle sehen ja wohl daß ich nicht hieher gehöre. Darum machen Sie mich los, ehrwürdiger Herr von North. Man sieht aus allem diesen, daß der Alte sich für etwas mehr, als einen gewöhnlichen Menschen nimmt, für einen Aenon, oder ein Wesen, das im besondern Schutz der Vorsehung steht, und also nicht unter die gemeine Race zu zählen ist. So viel ist gewiß, daß er den Doktor für einen Cherub nimmt, und ihm deswegen so freygebig das Wort ehrwürdig und mit

einem besondern Ausdruck seiner Miene giebt. Vielleicht hält er sich für einen geringern und untergeordneten Geist in der Reihe der Heerschaaren, die mit den Cherubim anbeten, für einen Sanctus, oder Benedictus. Den Namen Benedacht, den er sich beylegt, wußte uns wenigstens keiner zu erklären.

Westphälischer Christus.

Ein ewig brüllendes und bellendes Thier voll der ungeheuersten Ideen, die nur in eines Menschen Gehirn kommen können. Er ist ein großer robuster Kerl aus dem Münsterschen, der in seinem halbholländischen Dialekte immer fort deklamirt, schimpft und wüthet. Er hatte ein Paar Stückchen Holz vor sich, die er wie ein Kreuz legte. Dann gaffte er sie stier an und faltete seine plumpen und breiten Fäuste. Seht hier, ich bin besser, als ihr, als Er Doktor und die Jungen da. Diese Hände sind das Ebenbild Gottes, und Gott hat mir Gesundheit und Vernunft in diese Augen gegeben, wie euch, darum dürft ihr nicht lachen. Und was Gott gemacht und gethan hat, das ist gut, lest es nur in der Schrift. Und seht hier die Nägelmahle an meinen Händen, wie sie geschwollen sind. Und was Gott der Vater und unser Herr Christus mir eingiebt, das muß ich wohl reden und das ist besser, als Sein dummes Zeug (zum Doktor) und Er meynt, Er sey wohl klug, und weiß nichts von unsern Herr Christus. Seht nur! geht, und der Teufel mit euch! hörten wir ihn uns nachbrüllen, als wir gingen. Offenbar verwirrt er mehrere Begriffe, auch in der Verrücktheit, welches sie sonst nicht zu thun pflegen, denn bald hält er sich selbst für Jesus Christus,

bald unterscheidet er sich deutlich von ihm. Unter seinem Gebrülle sang er immer einen Vers plattdeutsch: Und wenn der Herr Christus nicht ist Armrecht, der ist ein rechter Lungeknecht.

Wien. Die Stadt.

Die eigentliche Stadt ist nicht groß. Sie liegt meist in einem Birkel und hat bey einem mäßigen Schritt drey Viertel Stunden im Umfang. In diesem engen Raum sind über 50000 Menschen zusammengedrängt*, und während des Tages mehr als ein Drittheil der Einwohner der Vorstädte. Dies giebt ein unbeschreibliches Gewühl und Leben, und wenn man die Menge der Fiaker, die herrlichen Equipagen der vielen Magnaten, die hier leben, und die Müßiggänger, die hier auch mehr, als an einem andern Ort gleicher Größe, zu finden sind, dazu rechnen, so giebt es wohl nicht leicht eine Stadt, die ein ähnliches Bild der Thätigkeit und des Gewimmels in allen Gassen und zu allen Stunden des Tages darböte, als eben Wien. Der Fremde, der sich in diesem frohen und harmlosen Gewühle umgedreht hat, empfindet wirklich eine Art von Sehnsucht und Schmerz, wenn er an einen stillern Ort, oder gar in die Einsamkeit versetzt wird. Schön kann man die Stadt freilich nicht nennen, aber wahrlich doch auch nicht

* Nach dem Kommunalkalender für 1913 zählt der der ehemaligen „Stadt“ entsprechende I. Bezirk von Wien jetzt 53.100 Einwohner, also trotz der durch die Verbauung des Glacis erzielten Vergrößerung nur wenig mehr als zur Zeit A.s.

häßlich, weil doch alle Häuser tüchtig gebaut sind, meist mit schönen Fenstern und zierlich abgeputzt, da man in Italien oft die herrlichsten Gebäude und Palläste mit Rauch und Schmutz bedeckt sieht. Die Gassen sind meistentheils eng und man sieht keine einzige grade durchlaufen. Dieses und die Höhe der Häuser macht sie zum Theil finster, und das Gewühl und Gedränge oft unbeschreiblich lebendig. Die meisten Häuser haben vier Stock, viele fünf, der von sechs sind wenige, und von sieben nur einige der Seltenheit wegen. Schon im ersten Anfang der Stadt muß man sehr auf die Ersparung des Raums bedacht gewesen seyn, denn man findet keinen einzigen Platz, der einer solchen Stadt angemessen wäre. Alle sind für eine kleine Stadt schon zu klein und zeichnen sich, wie an andern Orten, nicht einmal durch die Schönheit ihrer Häuser aus. Der munterste von ihnen ist der Graben, ein unregelmäßiges Oblongum, der freylich in einer andern Stadt nur eine breite Gasse seyn würde. Hier sind auch die größten Häuser der Stadt, unter andern das neue Trattnersche, von sechs Geschoß. Hier steht auch die berühmte Dreyfaltigkeitssäule, von der sich in allen kleinern Städten der Monarchie Kopien befinden. Sie verdankt, wie die Karl Borromäuskirche, einem Pestgelübde Leopolds von 1679 ihre Entstehung, wie die Inschrift sagt, und hat unten zwey Springbrunnen. Das Ganze ist eine abentheuerliche Idee, und nur fromme Christen können die vergoldeten pauspäckigen Engelein und die Trinitas auf einem Monumente gefallen. Der beste von allen Plätzen ist unstreitig der Hof, der sich sonst eben durch seine Umgebungen nicht auszeichnet, denn auch das ehemalige

Jesuitenkollegium, oder die jegige Hofkriegskanzley*, hat nichts besonderes. Hier sieht man wieder ein Monument, das von Ferdinand dem Dritten in der Angst vor den Schweden gelobt, und, wie es in der Angst gewöhnlich geht, schlecht gewählt ist, eine Säule zu Ehren der unbefleckten Empfängniß. Nahe am Hof ist die Freyung, auch eine Art Platz. Den hohen Markt findet man weiter nach dem nordwestlichen Ende der Stadt** zwischen dem Graben und Hof, und er prangt mit den Statuen von St. Joseph und Maria, die auch einem Gelübde ihr Daseyn verdanken, als der Erzherzog, nachher Kaiser Joseph der Erste, glücklich in die Arme seines bangen Herrn Vaters von der Rheinarmee zurückkehrte. Dieser und der neue Markt zwischen dem Kärnthner und Burgthor sind am wenigsten lebhaft. Auf dem neuen Markt ist aber das einzige Denkmahl, das als Kunstwerk Erwähnung verdient, nemlich eine schöne Nymphe aus Bley gegossen, von dem berühmten Donner aus Augsburg, welche das Wasser des Brunnens beherrscht, und ungeachtet einiger Risse außerordentlich schön ist.

Bey aller dieser Enge und Beschränktheit indessen hat die Stadt sehr viele schöne Häuser, öffentliche Gebäude und Palläste, die nur leider oft zu versteckt und eng liegen, als daß sie dem Auge recht erscheinen könnten. Fast alle Großen haben in der Stadt, oder in den Vorstädten stattliche Palläste. Ich will mit dem ersten Einwohner anfangen, mit dem Kaiser. Dieser wohnt am Burg-

* Jetzt, gleich dem oben erwähnten Trattnerhof, demoliert.

** Vielmehr etwas nordöstlich vom Mittelpunkt der Stadt.

thor noch immer in der alten Burg, die von außen und innen gar kein kaiserliches Ansehen hat. Schöner und in einem bessern Stile erbaut ist der neue Theil der Burg, wo der Sitz der Reichskanzley ist, ein Werk Fischers von Erlach, dessen Thore gigantische Riesen* bewachen. Ein schöner und äusserst lebendiger Platz ist der Hof, den diese Burggebäude einschließen, beynah: ein regelmäßiges Viereck. In der alten Burg ist die vortreffliche Naturalien- und Mineraliensammlung und das Münzkabinett, welches zu den ersten in Europa gehört. Auch die Schatzkammer ist hier in einem hintern Seitenflügel. Doch dieses sind alles Dinge, die entweder ausführlich oder gar nicht beschrieben werden müssen. Hier muß ich auch des Theaters am Burgthor erwähnen, welches von außen gar nicht erscheint, aber innen fast zu zierlich und golden geschmückt, und für Wien nicht groß genug ist. Gleich hinter der Burg ist der herrliche Redutensaal, in der Mitte dieses Jahrhunderts auf dem Platze gebaut, wo das alte Opernhaus stand, und die schöne Reitschule, die nach dem Michaelerplatz hinläuft, nebst der Bibliothek zwischen der alten Burg und der Augustinerkirche — alles von Fischer von Erlach. Näher am Kärnthertore ist das zweyte Theater, etwas größer, als das burgthorsche, und wegen seiner Simplicität jenem vorzuziehen. Von den Pallästen will ich nur die beyden Lichtensteinischen, den Lobkowitzischen, Friesischen, Stahrenbergischen nennen. Die Münze, die Ungarische Hofkanzley, das Zeughaus und andre öffentliche Gebäude sind mehr durch ihre Masse als Schönheit merkwürdig. An Eleganz und Geschmack be-

* Von Lorenzo Mattielli (1699—1749). — Johann Bernhard Fischer v. E., der berühmte Architekt (1656—1723).

hauptet der neue Lichtensteinische Pallast in der Herren-
gasse vor allen Gebäuden in und um Wien sicher den
ersten Platz. Alles ist mit einer kaiserlichen Pracht, und
zugleich mit vielem Geschmack eingerichtet und ange-
ordnet, und der Fürst* hat es sich zum Gesetz gemacht,
bey dem ganzen Bau sowohl, als bey der Auszierung,
durchaus alles von österreichischen Künstlern und Fa-
briken machen zu lassen, und der Fremde wird es gewiß
gern und mit Bewunderung gestehen, daß das Ganze
der österreichischen Industrie Ehre macht. Man sieht
vortreffliche Damaste und Haute-lisse aus der Fabrik
von Klosterneuburg, schöne Spiegel aus der Spiegel-
gießerey bey Wienerischneustadt, und muß dem Geschmack
bis auf die kleinsten Arbeiten in Holz und Metall Ge-
rechtigkeit widerfahren lassen. Im Erdgeschoß ist ein
prächtiger Reitstall, und die Hälfte der zwey obern
Geschosse ist zu einer Bibliothek eingerichtet, die eben so
viel Geschmack in der äußern Einrichtung verräth, als
die Auswahl und Kostbarkeit der Werke zu bewundern
ist. Die Möbeln und das Uebrige will Augen haben.
Doch war mir bey diesem ganzen Bau nichts lieber, als
das Bildniß der Fürstin, einer Gräfin von Metternich**.

Ich habe fast nie so viel Geist und Grazie mit himm-
lischer Klugheit und englischer Weiblichkeit gepaart ge-
sehen, als in diesem sprechenden Bilde.

Das Zeughaus gehört unstreitig mit zu dem Merk-
würdigsten und Sehenswürdigsten in Wien. Es liegt
nicht weit von der Freyung in der Renngasse, und ist,
als Bau betrachtet nicht nennenswerth, aber wegen der

* Alois Josef (1759—1805).

** Richtig Manderscheid.

trefflichen Anordnung und Einrichtung mögte man es einzig nennen. Man tritt zuerst in einen geräumigen Hof, um welchen das Gebäude im Viereck herumläuft. Hier findet man allerley Merkwürdigkeiten, besonders ungeheure Kanonen und Mörser türkischer Herkunft, und aus allen andern großen Kriegen und Feldzügen der österreichischen Monarchie einige zur Probe, mit sinnreichen und witzigen Inschriften, und zwar von der Art, die Mädchen lachen machen, wie wir es an unsrer Gesellschaft erfahren, wo einige ganz junge Kinder, die vor den Leuten billig hätten erröthen sollen, dergleichen zu verstehen, oder wenn sie es verstanden, nicht davor zu erröthen, in ein lautes Geschmetter ausbrachen. Die Wände des alten Gebäudes sind gar zierlich mit Kartätschen statt der Arabesken umwunden. Rund umher in dem untern Geschoß sind die Schmieden und die andre Menge der Arbeiter und Handlanger. Man tritt oben ein, und ein alter Unterofficier explicirt alles, natürlich im guten österreichischen Sinne. Man erstaunt, in große Säle zu treten, deren Colonnaden aus Flintenläufen, und deren Decken aus Gemälden und Haut- und Basreliefs von Säbeln, Pistolen, Hellebarden, Lanzen, und wie die Mordgewehre der verschiedenen Zeitalter und Völker alle heißen, zusammengesetzt sind. Es ist wirklich außerordentlich viel Kunst und Geschmack in dieser Anordnung. Der Künstler hievon, oder vielmehr der Anordner war der alte verdiente Fürst Wenzel von Lichtenstein*, in den schlimmen Zeiten Maria Theresiens eine ihrer sichern Stützen. Aber nicht bloß dieses hat man zu bewundern, sondern die Menge und Schönheit

* Josef W. (1696—1772), Feldmarschall.

der Waffen aller Art und aller Zeit, die herrlichen Rüstungen, auf Automaten in allen Stellungen zu sehen, die Menge der Bildnisse und Statuen der alten Helden und Fürsten, und so vieles aus der guten alten Zeit macht, daß man hier in einer süßen Täuschung und mit einem heiligen Gefühle des Schauders umherwandelt. Daß es auch an Raritäten hier nicht fehlt, läßt sich denken. Dahin gehört besonders die Rüstung des Attila, die man in mehrern Zeughäusern sieht, und des großen Skanderbeg Schwert, wie der Koller und Helm Gustav Adolfs aus der Schlacht bey Lützen. Das war ein schlimmer König, und ein gewaltiger Kriegsheld, rief der Alte, aber wir kriegten ihn doch. Die Tropäen aus den verschiedenen neuen Kriegen sind jede besonders geordnet, und werden mit vollen Backen genannt. Die Preußen und Franzosen indessen werden schon Gegenrechnung halten. Am merkwürdigsten nächst den Waffen des Mittelalters waren mir die türkischen Waffen und Roßscheweife und die neuern französischen Fahnen aus diesem Kriege, deren frischer Staub und Blut auch in dem Herzen des Zuschauers noch so neu ist. Eigentlich aber, um von diesen blinkenden Decken und Säulen, von den geharnischten Rittern und ihren Rüstungen einen recht großen Eindruck zu bekommen, sollte man diese großen Säle zur abendlichen Zeit von einigen tausend Lampen erleuchtet sehen.

Das Pflaster in Wien ist vortrefflich, aus schönen viereckigten Steinen zusammengesetzt, die, sobald eine Höhlung entsteht, wieder zurechtgesetzt werden. Weil sie aber kalkartig sind, so blättert die Oberfläche ab, und es entsteht ein unsäglicher Staub, der ungeachtet

des Sprügens auf den lebhaftesten Straßen, und des fleißigen Fegens nicht zu ändern ist. Aber eben so schnell ist bey dem geringsten Regen auch alles voll Dreck, dem die Fußgänger nicht entgehen können, obgleich in den meisten Gassen durch breitere Steine zunächst an den Häusern sehr gut für sie gesorgt ist. Die Stadt ist mit einer Mauer und Graben umgeben, und mit einem Glacis, das 6 bis 700 Schritte von den Vorstädten entfernt ist. Diese Vorstädte machen den größten Theil von dem aus, was man im Ganzen Wien nennt, und mit ihnen zusammen giebt man ihr 210 bis 220000 Einwohner, wiewohl einige diese Zahl noch höher rechnen bis auf 240 und 250000*. Sie sind im Anfange dieses Jahrhunderts von den Erdbergen bis an die Rossau mit Linien und Schlagbäumen eingefast. Es liegen aber innerhalb dieser Linien viele Gärten und Felder, und

* Der Statistiker Süßmich hatte aus dem Verhältnis von Geburten, Todesfällen und Ehen für 1750 125.000, Nicolai dreißig Jahre später 206.000, der reisende Liesländer (vgl. die Einleitung) kurz vor A. 300.000 Einwohner herausgerechnet. Rüttner (3: 234 ff.) sagt, die Wiener gäben gewöhnlich die letztgenannte Summe an; er hält sich dagegen an eine aus amtlichen (und daher geheimen) Quellen fließende Statistik, die er von einem „Manne von Ansehen“ erhalten haben will; laut dieser sei die Bevölkerung der „Stadt“ im engerm Sinn 1780—94 von 53.000 auf 58.000, die der Stadt mit den Vorstädten von 207.000 auf 233.000 gestiegen. Der „Reise- und Adreß-Kalender“ auf 1792, gibt 270.000, Fischer 1 (1803): 112 280.000 an. Indes scheint doch Schulz der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn man einem sehr interessanten und gründlichen Aufsatz in Uringers „Österr. Monatschrift“ 1 (1794) Märzheft Glauben schenkt: hier ergibt sich eine Totalsumme von 320.000. — Ungeheuerliche Differenzen, an denen die Geheimtuerei des aufgeklärten Absolutismus schuld trägt.

man kann noch Jahrhunderte bauen, ehe diese Plätze alle voll werden, wenn man vollends das Glacis noch rechnet, das doch zu nichts dient, weil ja die Stadt keine Festung mehr ist. Doch besser, es bleibt nur so, wie es ist; die Stadt ist doch schon eine Pestkolonie für die Provinzen.

Die Vorstädte haben meistens schöne Gassen und Häuser von zwey bis drey Stock; die Gassen aber sind nicht gepflastert, sondern bloße Chaussee. Auch hier wird in den heißen Sommermonaten fleißig mit Wasser gesprengt; aber es reicht nicht hin. Die Wege auf dem Glacis sind dann nur Eine Staubwolke, und in den Gassen und auf den Brücken der Stadt ist es vollends so arg, daß man zuweilen ersticken mögte. Es wäre allerdings eine der ersten Pflichten, einer sonst so aufmerksamen Polizey, diesem Uebel, so sehr es angeht, abzuhelpen, und die Hauptwege nach den Vorstädten wenigstens, so wie die Hauptstraßen der Vorstädte selbst, ordentlich zu pflastern, da unter diesem heitern und gesunden Himmel, und von einer so rüstigen Nation jährlich Tausende an der Schwindsucht sterben, die sie von den Rädern der Großen und dem unendlichen Gewimmel der Frachtwagen und Fiaker sich holen, worin sie sich nicht immer setzen können. Man hat von diesem Staub nirgends in der Welt, glaub' ich, eine Vorstellung. An heißen Commentagen ist die Luft um Wien eine halbe Meile weit nur eine Wolke, man sieht kein grünes Blatt auf den schönen Bäumen, die an den Wegen und Pfaden auf dem Glacis gesetzt sind, und keine Läden und Chassis und Jalousien können die Zimmer vor dem feinen Staub sichern, welche zunächst an

den gangbaren Straßen liegen. Das Glacis selbst ist ein schöner freyer Platz um die Stadt, der mit seinem Grün und seinen Akazien und Kastaniengängen noch einen fröhlichern Anblick geben würde, wenn der Staub es nicht zu frühe bedeckte. Die Hauptwege zu den Vorstädten sind, wie die Stadt selbst, Sommer und Winter erleuchtet, ohne auf die Beyhülfe Lunens zu sehen, und gewähren mit den Lichtern der Vorstädte und den hohen Häusern der Stadt einen wunderschönen Anblick. Man giebt der Stadt gewöhnlich mit den Linien der Vorstädte und der Leopoldstadt drey Meilen im Umfange. Sie hat wohl nicht ganz so viel, wo man nicht den Augarten und einen Theil des Praters mitrechnet; aber viel wird auch daran nicht fehlen. — Die muntersten Vorstädte sind die Leopoldstadt, die Wieden und Mariahilf nebst der Alstergasse, besonders auch wegen der vielen Landstraßen und Wege, die in die Monarchie, in Teutschland, oder auch nur in die Dörfer des öffentlichen Vergnügens führen. In der Stadt ist der Kohlmarkt und der Graben nebst der Kärnthergasse am muntersten. Diese und die Wollzeile und Herrengasse vom Burg- bis zum Schottenthor gehören außerdem auch zu den schönsten Gegenden der Stadt.

Vorstädte.

Ich will mit der Leopoldstadt, der nächsten und lebendigsten Vorstadt anfangen, und so von ihr mit der Sonne von Osten nach Westen bis zur Rossau um die Stadt herumlaufen, und einiges, was mir einer kleinen Erwähnung werth scheint, kurz hintwerfen.

Die Leopoldstadt.

Man kann sie füglich die erste der Wiener Vorstädte nennen. Sie ist unstreitig die größte und bestgebauete von allen, wenn man im Ganzen rechnet, obgleich hier keine besondere Palläste und öffentliche Gebäude sind; sie hat bey weitem die gradesten Gassen, und durch ihre Lage längs der Donau eine Munterkeit und Lebhaftigkeit, die den meisten andern fehlt. Es wohnen hier daher auch viele Kaufleute, unter andern Griechen und Raizen*, und die Donauschiffahrt und die Menge Böte und Barken, die mit Holz und Lebensmitteln täglich anlanden, geben eine eigne Munterkeit. Ferner gränzt diese schöne Vorstadt an die ersten und lebhaftesten Promenaden Wiens, an den Augarten und Prater, ein Vorzug, gegen welchen die andern nichts aufzustellen haben. Ja wegen ihrer Nähe an der Stadt, von der sie bloß ein Arm der Donau scheidet, kann man sie beynah wie einen integranten Theil derselben ansehen. Diese Vorstadt wächst auch von Jahr zu Jahr an Häusern, und noch jetzt wieder waren neue im Bau.

Zu ihren Merkwürdigkeiten gehören erstlich die barmherzigen Brüder. Diese wohnen etwa mitten in der Stadt in der schönsten Gasse, gradeaus von der Donaubrücke nach dem Augarten. Sie haben sich bekanntlich der Verpflegung der Kranken gewidmet, und sind in dieser Rücksicht als ein nützlicher und wohlthätiger Orden anzusehen. Die Kranken werden in einem langen und hellen Saale verpflegt, wo zu beyden Seiten die Betten,

* Serben.

doch eben nicht zu dicht, neben einander stehen, und durch die hohen Fenster und Gewölbe Licht und Luft gehörig streichen kann. Alles ist sehr nett und reinlich eingerichtet und hat ein heiteres und fröhliches Ansehen, so wie die guten Brüder selbst, die freylich ein erfreuendes Geschäft haben, als die meisten ihrer gleichfarbigen Mitbrüder. Man sah auch nichts Mönchisches zur Unzeit hervorstecken, sondern alles war frey, und dicht bey dem heiligen Marienbilde spielten ein Paar Genesende Karten. Man glaubt immer, daß die Brüder alles nach eigenem Kopf dirigiren, verschreiben, Uderlassen und was ihnen einfällt, aber das ist nicht so, sondern es ist ein eigener Arzt, der seine gewissen Ordinationsstunden hat, und nach dessen Vorschrift sie sich denn doch meistens richten müssen, und insofern geht es dieser Anstalt, wie jeder andern, nachdem ihr ein guter, oder schlechter Direktor zufällt. Die Apotheke freylich ist in ihren Händen, und manche andre von den kleinern Dingen. Hier werden fremde Handwerksbursche und andere verlassene Kranke unentgeltlich aufgenommen, und bey ihrer Wiederherstellung entlassen, und wer weiß, wie gute Pflege oft mehr, als alle Arzneyen, ist, der wird mit mir diese Anstalt bey allen Mängeln, die sie haben mag, doch immer segnen. Daß sie Zutrauen hat, oder vielmehr, daß genug sind, so ihrer bedürfen, zeigte das am besten, daß fast alle Betten besetzt waren, und das schönste Lob für ihre Wohlthäter legten die wieder- genesenden und herumstehenden Kranken durch ihre zufriedene Miene ab.

Vom Marinellischen Theater und dem Kasperl auf einer andern Stelle; aber des Huglmannischen Kaffee-

hauses* kann ich nicht unerwähnt lassen. Dieses liegt hart an der Brücke, worüber man aus der Stadt kömmt, links am Wege nach dem Prater, und hat den ganzen Tag eine große und unterhaltende Frequenz. Es ist freylich nicht prächtig, aber doch groß und hell, und auch die obere Etage ist zu demselben Gebrauch eingerichtet. Die Bedienung ist gut und schnell, und die Gesellschaft freylich aus allen Klassen gemischt, aber eben darum die unterhaltendste. Hier und in dem gegenüber liegenden findet man viele Griechen und Raizen und Fremde, die aus Ungarn kommen, oder dahin wollen; ich glaube auch, hier die einzige ungrische Zeitung gesehen zu haben, die in Wien gehalten wird. Wenn man vollends an die Lebhaftigkeit auf der Brücke, dem Strom und den beyden berühmten Strassen des Vergnügens denkt, so zieht man dieses Kaffeehaus allen selbst in der Stadt vor. Gleich unter diesem Kaffeehause diesseits der Brücke liegen die Schiffe, die auf der Donau nach Ungarn und von da weiter auf das schwarze Meer zu gehen, und werden hier befrachtet, welches noch die Lebendigkeit des Ortes vermehrt. Die Obstweiber verstehen sich sicher auf ihre Plätze, und grade hier haben drey ihre reichen Buden neben einander aufgeschlagen.

An der andern Seite der Donaubrücke, und zwar am jenseitigen Ufer zwischen der Stadt selbst und dem Strom ist der erste und vorzüglichste Obstmarkt der großen Stadt, und dort landen ganze Böte mit allen möglichen Früchten, so schön und üppig, als sie dieses reiche Land nur hervorbringt. Es ist ein gar freund-

* Leopoldstadt (nach damaliger Hauszählung) Nr. 397; Besitzer Franz Hugelmann.

licher Anblick, wenn so Boot an Boot liegt, von unten bis oben mit Pflaumen, Nüssen, Weintrauben, Pfirsichen und Äpfeln angefüllt, und was die gütige Natur sonst noch alles den Menschenkindern giebt. Aber lustiger noch ist das Gedränge der Käufer und Verkäufer, und das Geschrey der Buben, Hunde, Bettler, die, jeder in seinem Geschäft, sich hier tummeln. Die Fratschler und Fratschlerinnen, die im Großen kaufen, haben natürlich den ersten Platz, den sie sich auch nicht nehmen lassen. Von ihnen kaufen dann sogleich die andern wieder, oder warten, bis auch an sie die Reihe kömmt. Diese, die bessere Gesellschaft, spaziert längs dem Ufer hin und her, oder sitzt schmausend und schauend auf einer Reihe von Bänken, die oben an einer Mauer stehen. Hier liegen auch die Holzschiffe und Flößen, und auch da ist eine kleine Welt versammelt. Einige baden sich die Füße, die sie zwischen den Balken durchstecken, oder von den Seiten herabhängen lassen, andre stehen und wandern darauf, und richten ihre Pudel ab, aus dem Wasser zu apportiren. Alte Weiber endlich und Kerle baden Hunde, die durch das Lärmen und Tosen der Buben ängstlich heulen, und noch andre sitzen und benutzen diese vergänglichen Brücken zu Waschplätzen. Nicht weit von hier ist ebenfalls dicht am Ufer ein niedliches und wohl-eingerichtetes Badehaus, wo man immer Morgens und Abends Menschen findet, die zum Theil bloß die Erfrischungen die dort gereicht werden, sich schmecken lassen. Vor dem Häuschen stehen grüne Akazien mit zierlichen Bänken, wo man ausruhen und das Gewimmel des Strommes und seiner Ufer betrachten kann. Aber hier ist eine interessante Welt gleich unter den Füßen der

Sitzenden. Auf der Donau nemlich sind Fußbäder angelegt, fünf, sechs Reihen von Sitzen über dem Wasser mit Durchschnitten, die grade für das dickste Bein weit genug sind. Da wimmelt es von Menschen an warmen Tagen, die ungenirt neben einander sitzen, alles Alters und Geschlechts, Strümpfe und Schuhe ablegen und sich bis auf die Kniee aufstreifen. So plätschern und schlagen sie neben einander mit den Beinen im Wasser und aneinander, und oft vielleicht führt diese Bekanntschaft der Füße zu einer höhern, wie im Theater die zufällige Nachbarschaft des Nebeneinandersitzens so manches süße Abentheuer veranlaßt. Man kann hier umsonst manche schön gedrechselte Wade und Knie sehen, besonders bey'm Heraussteigen, wo sie sich abtrocknen, oder langsamer von Luft und Sonne trocknen lassen. Diese sind freylich nicht die einzigen Bäder, sonder bey'm Ausgangen giebt's noch weit größere an einem Donauarm, und auch in der Währinger und Alstervorstadt findet man kalte und warme. Aber die lustigsten sind diese hier bey weitem, und mir hat dieses harmlose und ungenirte Menschengewimmel vom Obstlandungsplaze bis zum Badehäuschen, mehr als einmal, einen muntern Abend gegeben.

Die Erdberge, Landstraße, Wieden, Mariahilf, Leimgrube, Gumpendorf.

Wenn man aus dem Prater unweit der Leopoldstadt über die Donau fährt, so ist die nächste Vorstadt die Erdberge, die schlechteste und unansehnlichste von allen. Sie besteht meistens aus Gärten und hat häßliche

Straßen und viele eben so häßliche Häuser. Dafür aber werden hier viele Küchenkräuter und Gemüse für die Stadt und für eigenes Bedürfniß gebaut. Das einzige Schöne ist ein großer Garten des russischen Gesandten, Grafen Kasumowsky*, der eine lange Strecke längs der Donau mit seinen Anlagen und Gebäuden einnimmt. Zunächst an diese Erdberge stößt die Landstraße, wohin aus der Stadt das Stubenthor führt. Hier ist gleich am Glacis das stattliche Invalidenhaus, wo eine Menge alter Krieger verpflegt werden. Auch dieses ist gut eingerichtet und wird äußerst reinlich und nett gehalten. Die Einwohner aßen unten in mehrern Zimmern an großen Tischen beysammen, und hatten was Gutes vor sich, und machten mit zufriednen Mienen ein frohes Geseumse um die Tafel herum. Am äußersten entgegengesetzten Ende der Landstraße gegen die Linien hin, findet man ein eben so ansehnliches Gebäude, das große Waisenhaus, das anfangs von Pater Parrhammer** ganz soldatisch eingerichtet war; doch hat diese Disciplin viel von ihrer Strenge nachgelassen. Ich kam zu einer unglücklichen Stunde hin, und konnte von dem, der mich herumführte, nichts recht erfragen. Die Kinder, die ich sah, waren gut gekleidet und sahen nicht verhungert aus, wie man es sonst leider bey den meisten ähnlichen Anstalten findet. Hier sind auch große Kasernen für die

* Andrej K. Kazumovskij (1752—1836), Gesandter in Wien 1793—1809; Freund und Verehrer Beethovens.

** Ignaz P. aus Oberösterreich (1715—86), Jesuit, seit 1759 Leiter des Waisenhauses, das als Wiener Sehenswürdigkeit galt. Unter seinem Regime waren die Knaben von 8 Jahren aufwärts in Kompagnien eingeteilt, fungierten in allen Chargen bis zum Hauptmann, hatten sogar 8 kleine Feldstücke zu bedienen u. dgl. m.

Kavallerie, die bis zu den Wieden fortlaufen. Aber eine andere Anstalt für die Kavallerie muß ich noch erwähnen, dies ist die Rossarzneyschule, die sich gleichfalls auf der Landstraße befindet, wo ein Professor und mehrere Gehülften angestellt sind, die junge Fahnen schmiede bilden sollen, und zugleich praktische Uebungen bey den Pferden anstellen, die in mehreren Ställen kurirt werden. Man findet in dem Hauptgebäude mehrere Apparate, chirurgische und andere Instrumente, Skelette und andere Raritäten; draußen sind auch Weideplätze, Zelte und Schmieden für das jedesmalige Bedürfniß, aber das Ganze, so wie auch die Ställe, entsprechen nicht der Freygebigkeit und Pracht, die man bey dergleichen Anstalten in Oesterreich sonst gewohnt ist. Mitten in der Landstraße etwa befindet sich der vortreffliche botanische Garten, der nebst den Pflanzen in Schönbrunn zu den reichsten und vorzüglichsten in Teutschland gehört. Auf der Landstraße hätte ich bald das Merkwürdigste vergessen, dieses sind die Elisabethinerinnen, die Schwestern der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt, gleichfalls der Verpflegung und Wiederherstellung armer und nothleidender Kranken gewidmet. Die Einrichtung ist dieselbe, wie bey den Barmherzigen, und auch sie haben einen dirigirenden Arzt, der gewisse Stunden des Tages die Ordination verrichtet. Ich weiß nicht, ob ihr Geschäft es macht, oder was die Ursache ist, sie hatten alle etwas sehr männliches und barsches in ihren Gesichtern, und keine, selbst der jüngern nicht, könnte einen leicht vergessen machen, daß sie geheiligte sind, und das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben. Diese Geschäfte sind dem weiblichen Geschlechte allerdings sehr fremdartig. Denn

wenn sie gleich die gebohrnen Pflegerinnen der Kindheit, des Alters und der Krankheit sind, so fallen hier doch manche Dinge in ihre Pflichten hinein, die Weiber zu hart machen müssen, wenn sie gleich im Ertragen, so wie überall an Geschmeidigkeit uns Männern unendlich übertreffen. Ich sah es wirklich mit Erstaunen, wie beherzt sie zur Ader ließen, und chirurgische Verbands vornahmen. Doch der merkwürdigste dieser weiblichen Galene war unstreitig der Apotheker, die äusserst keck und klug ausah, und mit der größten Fertigkeit die Ordination des Arztes beynahе immer schon errieth, und eben so schnell zu Papier gab, und trotz einem Galenus stolatus mit ihm Latein sprach. Ihre Apotheke ist sehr nett eingerichtet, und das Ganze sauber und blank, wenn gleich der Gang bey den Barmherzigen geräumiger und höher gewölbt ist. Auch hier scheinen die Kranken einer guten Pflege zu genießen, wozu der Arzt redlich das Seinige thut, der als ein Brownianer⁺ fleißig nährende Fleischsuppen und Wein verschrieben hatte. Die Priorin ging als Oberauffseherin immer mit uns umher, und auf ihre Hand, wie auf die der ältern Schwestern, regnete es Küsse, die sie mit gebührender Grandezza entgegennahm. Nun gleichviel; wer was

* Der Schotte John Brown (1735—88) hatte eine eigenartige „Erregungstheorie“ aufgestellt, auf der sein und seiner (besonders in Deutschland zahlreichen) Jünger Heilssystem beruhte; dasselbe wird in der gleichzeitigen Tagesliteratur, z. B. in Kogebues Lustspielen oft erwähnt. Neuestes Sittengemählde von Wien 2I (1801): 130 „Mehrere junge, berühmte Ärzte sind mit Leib und Seele Brownianer, es erscheinen Schriften dafür und darwider, und im hiesigen Krankenhause wird fast durchgängig auf Brownisch kuriert oder nicht kuriert, wie du willst.“

Gutes thut, und wirklich aus freundlichem Herzen, wie es hier erschien, verdient die Achtung andrer. Freylich die Hände hätte ich doch lieber ein Paar hübschen Rekonvalescentinnen geküßt, als diesen Bestalinnen. Denn daß es hier keine Hosenträger giebt, das versteht sich am Rande; die könnten doch bey der Genesung Unheil machen.

An die Landstraße stoßen die Alten und Neuen Wieden, eine der größten und muntersten Vorstädte, wodurch die Straße nach Grätz, Baden und Laxenburg, und allenfalls auch ins Ungerland geht. Hier findet man schöne Gärten und Palläste, unter denen ich nur Belvedere, und den des Fürsten Schwarzenberg nennen will*. In der sogenannten Stahrenbergischen Freyung, einem Gebäude, worin allein einige tausend Menschen leben, ist das Schikanedersche Theater**. Aber das Merkwürdigste nächst Belvedere in dieser Vorstadt ist die Karlborroweokirche. Sie steht ganz frey auf einer ziemlich erhabenen Gegend gleich am Glacis, und erhebt sich mit ihren beyden zierlichen Säulen, und ihrer prächtigen Kuppel hoch vor ihren Schwestern. Sie ward von Karl dem 6ten im Anfange dieses Jahrhunderts in der großen Pest von 1713 gelobt, und 1716 fingen die Fischer*** den Bau an, der ihnen und dem Gelober Ehre macht. Auch

* Indes werden Belvedere und Palais Schwarzenberg, wie jetzt, so schon auf den Plänen aus A.s Zeit zur Landstraße gerechnet. Ubrigens ist Wieden ein sing. fem.

** Erst 1801 übersiedelte Schikaneder aus dem „Freihause“ in das noch jetzt bestehende „Theater an der Wien“.

*** Von Erlach, der berühmte Joh. Bernhard (1656—1723) und sein Sohn Jos. Emanuel (1695—1742).

das Innere dieser schönen Kirche ist meistens geschmackvoll und nicht so mit Prunk überladen, wie man es sonst gewöhnlich findet. Sie steht ihrer ältern und mächtigern Schwester, der Stephanskirche, fast gegenüber zwischen dem Kärnthner- und Burgthore*, doch dem erstern näher.

Die Gegend zwischen den Wieden und Mariahilf und der vordere Theil der Wohnungen an der Straße, die zu der letztern führt, heißt die Leimgrube. Sie wird von der Wien durchströmt, einem trüben, ärmlichen Strömchen, der bey den Erdbergen in die Donau fällt, und der Stadt ihren Namen giebt. Hier sind gleich vorne die kaiserlichen Reitställe, und höher hinauf Kadettenhäuser. Das Kaffeehaus links am Eingange der Straße*, gehört zu den muntersten und lustigsten in den Vorstädten. Es liegt ziemlich erhaben, und man übersieht alles, was aus dem Burgthore kömmt, das ganze Glacis mit seinem Gewimmel von den Wieden bis zu der Josephstadt, und was vollends durch diese besuchteste Straße nach Schönbrunn fährt, nach Mariahising, nach Linz und ins Reich hinein, muß hier unter den Augen vorbehey. Hier habe ich manche frohe Nachmittagsstunden die getümmelvolle Welt und mich wie ein Stäubchen in all ihrem Staub angeschaut und verloren. Wenn man diese Straße immer bergan in die Vorstadt steigt, so kömmt man an die Haupt- und Pfarrkirche von Mariahilf, die nun den folgenden Gassen bis an die Linien ihren Namen gibt. Diese Kirche ist durch Wallfahrten und ihre Jungfrau durch Wunder berühmt, sie zählt auch immer eine Menge frommer

* Vielmehr zwischen Kärntner- und Stubentor.

** Der jezigen Mariahilferstraße.

Beter. Die Jungfrau ist zwar nur eine Kopie der Mariahilf zu Passau am Berge, aber sie hat doch auch ihre Gaben erhalten, und so ihre Filialherkunft ziemlich in Vergessenheit gebracht. Hier ist die höchste Gegend, ich mögte sagen, aller Vorstädte und eine sehr gesunde Luft. Man findet viele schöne Häuser, und es wohnen selbst viele Große und Reiche hier, die es in der Stadt zu enge finden. Nicht weit von der Kirche ist der schöne und edle Pallast des unsterblichen Kaunig mit einem ganz hübschen, doch zu sehr verschnörkelten Garten. Hier ist er gestorben, und ein eben so großes und braves Weib, die Erzherzogin Christina^{*}, die beste und würdigste Tochter der großen Kaiserin. Sie hat nur ein Lob in aller Mund, und eine Klage, daß die Götter ihr nicht auch hier schon unter den Menschenkindern unsterbliches Leben gegeben haben, wie sie durch Wohlthun sich unsterbliches Gedächtniß unter ihnen gestiftet hat. Man findet hier auch eine ganz hübsche Sammlung von Gemälden und Kupferstichen.

Die Josephstadt. Alt- und Neu-Verchenfeld.

Die Alster- und Währingergasse.

Die Rossau.

Von hier kömmt man an die Josephstadt, an die die Vorstädte Alt- und Neu-Verchenfeld stoßen. Ein weiter Raum, der am Glacis und vorn hinein nur lustig ist, weiter hinaus aber wenig Schönes, sondern nach Wiener Art, schlechte Häuser hat. Das einzige schöne

* Kurz vor A.s Ankunft, 24. Juni 1798.

Gebäude hier ist der Pallast der ungrischen Nobelgarde, gleich am Glacis, von Fischer von Erlach für einen Fürsten Totson* erbaut, von dem es Maria Theresia zu diesem Behufe erstand.

Unangenehmer und interessanter für den Fremden wegen mancher Dinge, die sie in sich enthalten, sind die Alster- und Währingergasse, und endlich die Rossau, die letzte Vorstadt, die wieder an die Donau sich anschließt, und die Leopoldstadt, mit der wir anfangen, sich gegenüber hat. Die Alster- und Währingergasse sind vorzüglich für die Aerzte merkwürdig, und hier wohnt auch gewöhnlich eine Menge junger Aerzte, die bey den berühmten Aufsehern der Spitäler entweder noch Unterricht haben, oder doch im Praktischen sich üben, und vieles hier sehen können, was an kleinern Orten unstreitig nie so vollständig, noch häufig anzutreffen ist. Hier hat Joseph, durch so viele Verdienste um seine Monarchie unsterblich, auch um die Leidenden und Elenden sich unsterblich verdient gemacht. Das große Spital war sonst in der Stadt zwischen dem Kärnthertore und der Burg, wo es nun besser zur Wohnung für die Gesunden dient. Gleich am Glacis fängt die große Kaserne an, die vorzugsweise die Kaserne** heißt, da es sonst ähnlicher Wohnungen für die Soldaten noch mehrere gibt, ein Gebäude, worin an 3 bis 4000 Soldaten und ihre Offiziere wohnen, groß und stattlich, mit eben so viel Pracht als Bequemlichkeit gebaut, mit einem schönen geräumigen Hof, mit Maulbeeren und Pappeln bepflanzt. Damit unter so vielen Menschen

* Recte Trautson. — Architekt war der ältere F.

** Die „Alsterkaserne“, jetzt demoliert.

keine Unordnungen einreißen, so ist eine strenge und weise Aufsicht, die nicht nur für ihre Diät, sondern auch dafür sorgt, daß keine zu großen Ausschweifungen einreißen, obgleich sie ganz zu verhindern, unmöglich ist. In der Terrasse sind große Schenk- und Speisezimmer, wo sie so wohlfeil, als es hier möglich ist, für ihre Bedürfnisse gesorgt finden. Das brave Aeuffere, und die Gesundheit dieser schönen Soldaten ist das beste Lob der Anstalt und Aufsicht. Gleich hinter dieser Kaserne ist das große militärische Lazareth, welches weiter hinten nach der Währingergasse hinausläuft, und freye Luft und Himmel im Hintergrunde hat. An dieses gränzt endlich das große Spital, das bis gegen die Pfarrkirche hinläuft, und diesen kostbaren Einrichtungen die Krone aufsetzt. Es besteht aus zwey großen Vierecken, die schöne Höfe mit Gängen und Alleen von Pappeln und Maulbeeren einschließen, in deren Zwischenraum der lieblichste Rasen grünt, worauf die Wiedergenesenden sich sonnen und ausathmen können. Dieses Spital kann über 3000 Kranke fassen, ohne daß sie dick aufeinander gepackt würden, wie die Häringe. Es sind mehrere Oberärzte und Chirurgen, die wieder ihre Assistenten haben, und das Präsidium über das Ganze führt der berühmte Frank*. Die Zimmer der Patienten gleichen Sälen in Pallästen, und sind mit allem Nothwendigen, und selbst manchem Zierlichen versehen, und meistens merkt man es der Luft nicht an, daß hier Menschen leben, die

* Joh. Peter Fr. aus Rotalben im Badischen (1745—1821), seit 1795 in Wien, Hofrat, Direktor des Krankenhauses, Universitätsprofessor.

Pest aushauchen, und Sibirergift athmen. Die Aerzte selbst haben in diesem herrlichen Bau ihre Wohnungen, und halten bey ihren Besuchen zum Theil Vorlesungen, wo jeder nach dem Vertrauen, daß er einflößt, oder dem Bedürfnisse, daß die Zuhörer haben, sein Häuflein um sich sammelt. Frank aber hat vor allen andern bey seinen klinischen Vorlesungen den meisten Zulauf. Ein herrlicher Altar, von festem und stolzen Bau, und ein ebenso guter Lateiner, als eleganter Teutscher; doch ist er für einen großen Mann nicht bescheiden genug. Obgleich nun die mancherley Aerzte jeder nach seinem eignen, oder fremden verschiedenen System kuriren, so preisen doch alle die Anstalt über die Maße und rühmen es, wie die meisten Kranken geheilt von dannen gehen. Ein Beweis, daß es am Ende doch wohl die Mutter Natur ist, die ihren Kindern selbst hilft, wenn die Aerzte nur nicht gar zu tiefe Eingriffe in ihre heiligen Rechte wagen. Wann sie ihnen nun vollends nicht mehr das Blut abzapfen, und brav Fleisch und Weinsuppen vorsehen, so müssen sie schon gesund und froh herausgehen. In der Mitte des ersten Hofes steht für die Wiedergenesenden eine Kirche, und ganz hinten zuletzt der Narrenthurm, dessen und seiner lustigen Bewohner ich schon erwähnt habe. Ich habe durch meine Freunde* diese Sachen öfter und genauer gesehen, als mancher andre Reisende. Besonders lehrreich aber und merkwürdig ist mir nächst den Narren die venerische Abtheilung und ein Kranker gewesen, der einige Tage vor meiner Ab-

* Jedenfalls die Mediziner Weigel und Motherby, vgl. die Einleitung.

reise starb. Dieser, ein Jüngling von 17 Jahren, war bey einem Schuhmacher in der Lehre, bekam Anfälle von Wuth und Wasserscheu, und ward in eines der Zimmer gebracht, die für diese elendesten unter allen Kranken dienen. Er war anfangs ruhig und still bis auf einige Zuckungen, empfand einen brennenden Durst und forderte zu trinken; sobald er aber was Flüssiges sah, ward er wild, und seine Gebehrde verstellte sich aufs gräßlichste. Eben so wenig war ihm Arzney bezubringen. Nachher lag er wieder ruhig auf seiner Schlachtbank, wie ein Lamm. Er erzählte, er sey vor 9 Wochen von einem Hündchen, das er durch Necken zornig gemacht habe, ein wenig über der Nase geschrammt worden, und habe es weiter nicht geachtet, heute früh habe er Anfälle der Wuth gespürt, und wisse wohl, daß er ohne Rettung sterben müsse. Eine furchtbare Idee, die keinem glaublich war, der seine frische und schöne Jugend sah, als er hereingebracht ward. Aber wie ganz anders war er des Abends um 9 Uhr schon! Er lag an Händen und Füßen festgeschlossen auf dem Lager und schäumte; der Schweiß floß wie Thau von seiner Stirne, und mit brennendem Aug' und wildem Blick sah er die Neugierigen an, die durch sein Guckloch auf ihn schauten. Den folgenden Morgen ging ich wieder hin. Nun war die Wuth aufs äußerste gekommen, doch hatte er immer noch ein dumpfes Bewußtseyn, und schrie: Helft mir! Kommt herein, ihr Doktoren! aber ihr seyd feige Schurken und verlassen muß ich sterben. Der Schaum und Geifer floß aus seinem Munde, und er spie wüthend gegen die, so durch das Loch guckten, doch sah er noch lebenskräftig aus; allein der Krampf riß um eilf Uhr

den Faden seines jungen Lebens. Eine alte Frau saß da als Wärterin. Sie war mehr als 20 Jahre bey solchen Kranken gebraucht worden, und erzählte uns ihre Erfahrungen mit folgenden Worten: „Von allen, die mit der Wasserscheu hieher gebracht sind, ist auch kein einziger gerettet, sondern alle, Kinder, Jünglinge und Greise haben ihr Leben unter den fürchterlichsten Zuckungen endigen müssen. Einige haben wir gehabt, denen der Krampf Löwenkräfte gab, die alle Bande zerrissen und alle Thüren zerschlugen, und Schlösser durchbrachen. Das Beste aber ist, daß solche Wasserscheu, sobald sie ins Freye kommen, ihre Kraft verlieren, und wie ohnmächtig zu Boden fallen, so daß man sie wieder einfangen kann. Alle Arten haben wir hier gehabt, bis zu dem Grade, daß sie wie Hunde gebellt, und wie Katzen miaut haben. Die vom Katzenbiß Tollgewordenen waren viel wüthender, als die vom Hundsbiß.“ Mit einer Art Grausen las ich in den andern leeren Zimmern die Namen einiger solcher Unglücklichen, und zwar einiger, die von wienigen (so nennt man hier wüthend) Katzen gebissen, und in die Wasserscheu gefallen waren. So viel weiß ich, spürte ich den ersten Anfall dieses Uebels, ich hielt es für recht, mir das Gehirn mit einem Schuß Pulver zu verbrennen; denn es ist kein gräßlicherer Anblick, als dieser, für ein empfindendes Herz. Wer spricht den Schmerz der Mutter aus, zu der der Jüngling den ersten Mittag sagte: „Mutter, Sie besucht mich, aber ich muß sterben.“

Dem Spital gegenüber liegt das Findelhaus, so gut eingerichtet, als solche nothwendige Mördergruben der jungen Menschheit eingerichtet seyn können. Auch hier

sterben bey der besten Aufsicht zwey Drittel der Kinder. Der alle Findelhäuser zerstörte, wäre vielleicht ein Wohlthäter der Menschheit. Es wäre besser, man überließe diese hingeworfenen Pflänzchen dem Zufall und dem menschlichen Gefühle des Finders. So würden mehrere zum Leben erwachsen, als hier, denn auch die Ueberlebenden werden meistentheils elende und jämmerliche Menschen, deren viele wieder noch vor dem 20sten Jahre wie die Fliegen hinfallen. — Am Ende der Mster vor den Linien liegt das niedliche Dörfchen Herrenals, wohin eine berühmte Wallfahrt zum heiligen Grabe mit 13 Stationen ist, welche gleich vor den Thoren Wiens anfängt, und noch immer ihre Besucher hat. In dieser Gegend giebt es viele hübsche Gärten und Gartenhäuser, öffentliche und private. Doch alle Gärten und Gartenhäuser in den Vorstädten übertrifft bey weitem der schöne Garten und Gartenpallast des Fürsten von Lichtenstein in der Rossau, wo man eben die Eleganz und den Geschmack wieder findet, die man in dem neuen Lichtensteinischen Pallast in der Herrengasse bewundert.

In der Währingerstraße ist ein großes Gebäude, welches medicinischen und chirurgischen Vorlesungen geweiht ist, und wo zugleich mancherley Instrumente und Präparata aufbewahrt werden. Auch hier sieht man die Pracht und Fülle, welche alle Anstalten und Stiftungen der österreichischen Monarchie charakterisiren, so wie die Humanität, mit der alles zur Belehrung und zum Vergnügen der Fremden und Einheimischen Preis gegeben wird. Zu dieser schönen Einrichtung sind mehrere große Säle hergegeben, alle äußerst prächtig und geschmackvoll ausgeziert. Ueber der Thür prangt gewöhnlich der Kopf

und Name eines Helden des epidaurischen Gottes, im leichten Umrisse gemahlt, und rund umher stehen die Schränke, worin Mineralien, Bücher, Instrumente, Skelette, Seltenheiten, Misgeburten und Naturspiele in großem Reichthum aufbewahrt werden. Auch ein schöner Hörsaal ist hier, wo Vorlesungen gehalten werden. Die anatomischen Wachspräparata sind in großer Mannigfaltigkeit und mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Schönheit gearbeitet und gemahlt. Jeder Theil hat sein gläsernes Schränkchen mit grünen Vorhängen von Taffent und aus Mahagonienholz gearbeitet. Eine kurze Ueberschrift lateinisch oder italisch sagt dem Unkundigen, welchen Theil seiner künstlichen Staubmaschine er vor sich sieht. Die meisten dieser Wachspräparata sind aus Florenz, doch sollen auch hier einige unter der Aufsicht des verstorbenen Hunczowsky* gemacht seyn. Unter der Beschreibung oder Ueberschrift ist gewöhnlich noch eine Zeichnung *ad vivum* fein und genau. Es giebt hier schöne und kraftvolle männliche Körper, und zarte und reizende weibliche. Ja man kann fast genug den einen ein Nachbild der mediceischen Venus zu nennen. Es war ganz hübsch, aber dessen Ideal muß nicht weit hergeholt seyn, der sich so grob misgreifen kann. Interessanter indessen war es hier noch, an den öffentlichen Tagen, wo Menschen alles Geschlechts einströmen, die Lebendigen zu betrachten, als die todten Bilder. Es entschlüpfen manche naive Worte, manche Gefühle ließen sich wenigstens von der Oberhaut des Gesichts nicht zurückdrängen, wenn gleich von den Lippen, die unendlichen Spaß

* Johann H. aus Czsch in Mähren (1752—98), 1792 Leibchirurg Kaiser Leopolds II.

machten. Ob alles allen offen seyn sollte, weiß ich nicht. Manches ist offenbar zu scheußlich und häßlich, als daß es die junge Phantasie eines 14, 16jährigen Mädchens nicht beflecken sollte, oder gar zerstören. Und es ist eine Frage, die nicht schwer seyn mögte zu entscheiden, ob eine zerstörte, oder eine zu sehr gereizte Phantasie den Menschen elender mache. Schöne menschliche Körper in allen Stellungen mit allen seinen Theilen zu zeigen ist gewiß lehrreich und gut, wenn nur der Zeiger ein Mensch von Herzen und Sitten ist.

Zwischen der Rossau und Währingerstraße sind große Gewehrfabriken, und in der Rossau selbst die berühmte kaiserliche Porcellanfabrik, worin an 1200 Menschen Arbeit und Brod finden. Die Erde kömmt von der Passauischen Gränze her, und man hat davon noch immer einen unererschöpflichen Vorrath. Diese Fabrik ist im besten Gange und hat einen reißenden Absatz, so daß der Vorrath immer äußerst gering ist. Die Zeichnungen und der Schmelz der Farben sind so schön, als ich sie weder in Berlin, noch Dresden sah, und der Geschmack so simpel und antik, daß es diesen schönen Arbeiten nie an Absatz fehlen kann. Es giebt Servicen zu allen Preisen, doch keine den Teller unter drey Gulden, die kostbarsten kosten der Teller 36 bis 45 Gulden österreichisch. Der Vorrath, der in den Schränken steht, ist meist alte Waare, im türkischen und chinesischen Geschmack. Doch sieht man viele allerliebste Arbeiten en biscuit, ganze Gruppen von Menschen und Thieren und viele mythologische Geschichten, mit einer Leichtigkeit und Natürlichkeit vollendet, die erstaunt. Ihr größter Absatz ist nach Rußland und England, wenig ins Mor-

genland, was auch Herr Nikolai sagt*. Man zeigt dem Fremden alles ohne Aengstlichkeit; er bedarf bloß eines Erlaubnißscheins, den man ohne Bedenken ertheilt.

Der Stephansthurm und Kirche.

Ich hatte nebst meinen Freunden im ungrischen Keller zuviel vom Georger Durchbruch** zu mir genommen und wir fanden also allesamt gut, dieses aufsprudelnde Leben in uns durch eine tüchtige Motion niederzuschlagen und zwar mal eine Spazierfahrt in die Luft anzustellen. Da lag uns nun der heilige Stephan mit seiner ganzen Stattlichkeit vor Augen und bald war der Entschluß einmüthig, seine Höhe zu ersteigen. So gingen wir denn vier Mann hoch hin, holten uns ein Billet, und die Fahrt ward in Gottes Namen angetreten. Zum Glück hatten wir einen kühlen Tag und einen alten phlegmatischen Vortreter, sonst sollte es uns doch sicher manche Schweißtropfen mehr gekostet haben. So ging es stufenweise hinauf, und stufenweise will ich es beschreiben. Unten im Thurm, wo er etwa mit dem Gewölbe des Doms gleich steht, sind die herrlichen Einrichtungen für die Sicherheit dieses alten erlauchten Gebäudes. Da stehen nicht weniger, als tausend Eymer Wasser in großen

* Nicolai, Beschreibung einer Reise 2c. 4 (1784): 465 ff. „Die Wiener Fabrik hat den meisten Absatz nach der Türkei, daher bleibt die Façon und die Malerey länger ebendieselbe als in anderen Fabriken. Aus eben dieser Ursache siehet man hier auch nicht wenig Sachen, die im Orient gebräuchlich sind, die man in andern Fabriken nicht findet.“

** = Ausbruch.

Rufen, und sobald ein Gewitter aufsteigt, müssen acht Mann hinauf und an ihrem Plage stehen. Alles andre, was zur Sicherheit der Menschen und der Vorräthe, die hier reichlich sind, dienen kann, ist wieder mit österreichischer Freygebigkeit da. Von hier aufsteigend trifft man als die erste Merkwürdigkeit die große Glocke, die im südlichen Teutschlande der Erfurter im nördlichen an Berühmtheit die Wage hält*. Sie ist ein stattliches Thier, im Anfange dieses Jahrhunderts 1711 aus türkischen Kanonen gegossen und wird nur an Sonn- und Festtagen von acht Mann geläutet. Ihr ganzes Gewicht mit dem Anhang und Umhang von Eisen und Holz ist 525 Centner, ihr eigenstes 373; der Klöppel wiegt 15 und ein andrer 17. Ihre Höhe ist 10 Schuh wie ihr unterster Diameter. Sie hat nicht den silbernen Ton von der Erfurter Susanne und ist viel dicker. Außer dieser Glocke sind noch mehr andre, als die gewöhnliche Läutglocke, die Feuerglocke und das Züggelöcklein, das geläutet wird zum Trost der Sterbenden, die den letzten Kampf arbeiten, sich von dem süßen Leben loszureißen. Von hier steigt man noch eine ganze Höhe zu der Wohnung der Wächter hinauf, die ganz lustig den unteren Erdentwürmern über den Köpfen wohnen. Welch eine Welt öffnet sich einem hier! Man genießt einer der gränzenlosesten Aussichten über den lieblichsten Fleck der Erde. Unter sich hat man die große Stadt mit allen ihren Vorstädten, mit den blauen Adern der Donau, die sich durch die grünen Eilande hinschlingen, und fernher begegnet einem ein Kranz schöner Berge mit ihren Schlössern und Dörfern. Sehrend läuft das Auge dem stolzen Strome nach und

* Die berühmte „Bummerin“.

findet ferne seine Ruhe an einem hohen Berge, an den sich ein kleinerer stützt, auf dessen Hange man das Schloß von Preßburg in Ungarn herüberschimmern sehen kann. Wir genossen stumm und staunend dieses himmlischen Anblicks eine gute Stunde, bewunderten die freundlichen und netten Wohnungen der Wächter, freuten uns, daß ein König von Neapel und ein Großherzog von Toskana hier auch gestanden ist, nicht höher, als wir und stiegen dann immer noch höher, bis es oben endlich dunkel und umschlossen ward. Man glaubt die Höhe dieses schlanken Porcellanthurms (denn so bunt erscheint er von außen) nahe an 500 Fuß, und er soll nur um ein geringes niedriger seyn, als der Münster in Straßburg*.

Auch die Kirche, ein stolzes gothisches Gebäude, macht dem Thurm, der über ihr steht, keine Schande. Man tritt mit einer Art von Grauen in ihre düstern Hallen ein, und fühlt sich wie in einer fremden Welt. Größer noch würde der Anblick seyn und ergreifen, wenn nicht das ewige Geplär der Betenden und die Fußtritte der Durchgänger einen so schnell aus der süßen Welt der Ideen herausstießen. Der Dom ist kühn gewölbt und herrlich seine Säulen, doch muß ich sagen, hat der Passauer einen weit kühnern und majestätischern Schwung, und auch die Sebalduskirche in Nürnberg. In der Kirche sind die gewöhnlichen Verzierungen, auch ein großes Altarblatt von Sandrart, das viel Kraft und Ausdruck der Stellungen und Leidenschaften, aber kein großes Menschengepräge hat. Die einzige unten zum Kreuze hingebogene Mutter mögte ich ausnehmen.

* Stefansturm 137, Münster 142 m.

Abscheulich ist übrigens das gewählte Moment, das wohl nicht in der Freyheit des Künstlers lag, drey gekreuzigte Menschen den Augen der Zuschauer darzustellen. Sollte ein Mahler Quaal und Verzweiflung im höchsten und fürchterlichsten Ausdruck den Gesichtern darstellen dürfen? — Von außen muß man die Kirche ansehen, wenn sie Effekt machen soll. Die kühne Höhe der Kuppel, das bunte Dach, selbst die kleinen Thürme, die wie Porcellanaufsätze da stehen, alles das vereint ein Alterthum und eine Großheit! und nun der große, schöne, schlanke Thurm, der so leicht in die Wolken aufliegt — da mögte man niederfallen und anbeten, nicht vor den elenden Fragen, die draußen von Knieenden umringt, zum Ekel der Kunst und Vernunft aufgepußt da stehen. Die Kirche ist in der Mitte des 12ten Jahrhunderts gebaut und im 14ten vollendet. Sie hat die bekannte Maria von Pötsch auf dem Altare, die täglich angebetet wird. Sie kam im vorigen Jahrhunderte nach langem Umhertwandern in Ungern hieher, hätte sich auch nicht leicht einen bessern Ort wählen können. Oben zeigte man uns noch mehrere Schnurrigkeiten, Löcher in den Dächern von türkischen Bomben geschlagen und nun mit bunten Steinen ausgelegt, den Platz auf dem Thurm, von wo der Kommandant Starhemberg* das türkische Lager recognoscirte, und alte, jämmerliche Schaafstallschlösser an der Feuerfahne, weil nach der Tradition auf diesem Plage vor dem geistlichen ein leiblicher und leibhaftiger Schaafstall stand.

* Ernst Rüdiger Graf Starhemberg (1638—1701).

Gasthäuser, Kaffehäuser, Miethe &c.

Gasthäuser findet man in Wien wenige von der Eleganz und Größe, wie man es erwarten sollte, und etwa zwey ausgenommen, haben die übrigen sehr mittelmäßige Zimmer und Bedienung. Dafür aber ist es in Wien nach Verhältniß des Orts auch bey weitem nicht so theuer, als oft in viel kleinern Städten, wo alles prachtvoll und äusserst vollständig eingerichtet ist, und man sich von den durchziehenden Reisenden als Zugvögeln bezahlt machen muß. Die meisten Gasthäuser sind zugleich Speisehäuser und zwar so, daß zu Einer Seite, oder unten im Zimmer Plätze für die niedere Klasse, und zur andern mehrere für die bessere bestimmt sind. Man nimmt von den Leeren einen beliebigen Platz ein und hört nun aus dem Munde des Markeurs den Küchenzettel herhaspeln, oder findet ihn auch auf dem Tische und sucht sich heraus, was einem gefällig ist. So kann man, den Wein mit eingeschlossen, recht gut zu Mittag essen für einen halben Gulden, und drey Gerichte und allenfalls noch einen Kuchen obenein haben. Dies ist die gewöhnliche Art, und tables d'hôte, wo die Preise ein für alle Mal bestimmt sind, und man alle Gerichte mit durchmachen muß, findet man in der Regel nicht. Auf diese Art leben eine Menge Einheimischer und Fremder hier und man kann so in einer Woche jeden Tag in einer andern Gesellschaft speisen, leider kann man hier nicht sagen, in einer neuen. Das Zeichen dieser Speisehäuser, die zugleich Weinhäuser sind, ist ein Büschel, oder ein ganzer Regenschirm von Lannenzweigen. Die zweyte Klasse machen die Bierhäuser mit einem Büschel feiner Späne, die oben zu-

sammengebunden, wie Schilf in Gestalt einer Glocke über den Thüren hängen. Auch hier wird gespeiset, Würste, Käse, Suppen und was es sonst giebt, doch alles dem Bierhause angemessen. Noch ist eine dritte Klasse von Bier- und Weinhäusern, meistens in den Kellern, wo auch die ersten Lebensmittel zum Anbis zu haben sind, und die Menge der Fiaker, Kutscher, Bedienten und desgleichen Schlag Leute frequentiren. Diese finden auch in Buden in den engern Straßen und in den Vorstädten ihre Garlküchen, wo immer Würste, Geschlinge und Gefröse, auch wohl besseres Fleisch über dem Feuer schmoren und lieblich durch die Nase zum Herzen dringen. — Die Bereitung der Speisen ist hier freylich besser, als in Sachsen und Thüringen und den meisten Gegenden Frankens, aber doch findet der nördliche Deutsche sie schon zu weichlich und zugleich nicht raffinirt genug, so lecker der Wiener sonst auch seyn mag. Man findet fast alle Speisen durchaus auf dieselbe Art immer wieder bereitet, alle Kuchen, alle Näschereyen immer eben so wieder, als man sie gestern und ehegestern gegessen hat. Der gewöhnliche Wein ist weißer österreicher und rother ungrischer, meistens ofener, die für 24 Kreuzer das Maaß schon recht gut sind. Gewöhnlich mischt man den Wein hier mit Wasser, oder besser, man trinkt das Wasser mit Wein. Der alte österreicher ist ein recht braver Wein, und sogar die Ungern trinken ihn bey sich, wie man uns auf der Palatinusinsel bey Ofen welchen vorsezte. Jung ist er herb und wässerig, und selbst dem alten ziehe ich den ofener als Eischwein immer vor. Will man aber eigentlich trinken, so muß man nicht in diese Häuser, sondern auf

die Keller gehen, wo alle Arten ungrischer Weine und viele italische zu haben sind, und mit Salamis, Parmesankäse und andern Zubissen recht gut gleiten. Auch das Bier ist hier ziemlich gut, das beste aber auch theurer, als der junge Wein. Man hat zwey Sorten, das Mailänder und Horner, von denen ich das erste vorziehe, dessen gewöhnlicher Preis das Maaß 8 Kreuzer und drüber ist.

Der Kaffeehäuser ist in der Stadt und den Vorstädten eine unendliche Zahl, aber ich wüßte kein einziges, das sich durch seine Nettigkeit und Feinheit vorzüglich auszeichnete, wie man sie in kleinern Städten, z. B. in Ungern, oft findet, sondern fast alle haben ein sehr gewöhnliches Ansehen, obgleich sie immer wimmeln und von den besten Leuten in der Stadt besucht werden. Die lebhaftesten sind das am Graben und Milano am Kohlmarkt, und in den Vorstädten das Hugelmannische und eines auf der Leimgrube und auf den Wieden*. Hier geht man hin, wenn man grade eine leere und verlorne halbe Stunde auszufüllen hat, oder jemand sprechen will, den man meistens nach so einem sichern dritten Ort hinweist. Gesellschaft ist immer da, aber selten Unterhaltung und vergebens sucht man das Leben und die Munterkeit,

* Das Kaffeehaus auf „dem Graben“ ist nach Julius Wh. Fischer, Reisen durch Oesterreich, Ungarn 1 (1803): 95, 104, 134 entweder das „beym Tarkoni genannt“ oder das „Kramerische“, dessen auch Nicolai 5 (1785): 236 gedenkt. Von dem letzteren rühmt Fischer, S. 134 die schöne Aussicht aus dem ersten Stock. Beim Tarkoni saß man (S. 95) im Freien. Das am Kohlmarkt gehörte Joh. Evang. Milani (Reise- und Adreß-Kalender auf 1792, S. 312), Hugelmann s. S. 76.

die man in Berlin und in den freyern Cassini* und Kaffe's der Italiäner und Franzosen findet. Man trinkt seinen Kaffee und Chokolade, ißt sein Gefrorenes und liest eine Zeitung nach der andern, oder spielt sein Billard, (denn Billards sind fast bey allen) und so geht man weiter, und hat zwar Menschen genug gehört, aber keinen gesprochen. Denn was gesprochen wird, bleibt unter zweyen und dreyen, und in der Furchtsamkeit des Flüsters. Das einzige also, was man hier hat, sind die Menge der verschiedenen Menschen, fremder und einheimischer, die wie Erscheinungen im Schattenspiel vorübergehen, und doch zuweilen selbst als Taubstumme noch Lust machen können.

So wohlfeil nun auch Speise und Trank in Wien ist, so ein kostbarer Artikel wird die Miethe denen, die in der Stadt und zwar nicht an einem ganz todten Orte wohnen wollen. Hier wo alle Hauptgeschäfte des Lebens, aller Handel und aller Verkehr doch meistens concentrirt sind, ist es natürlich am theuersten zu leben, und wird nach dem Verhältnisse wohlfeiler, nach welchem man sich mehr von dem Mittelpunkte entfernt. Außer den Speisen ist hier alles zwey und dreyfach theurer, und Kleider, Wäsche und die andern Artikel des täglichen Bedürfnisses stehen mit ihren Preisen mit der Größe der Stadt im genauen Verhältniß, und man fühlt den Unterschied zwischen einem Ort, wie Erlangen und Altenburg, oder Wien. Bey weitem das theuerste ist die Miethe. Man bezahlt in den besten und muntersten Gegenden der Stadt im ersten und zweyten Stock für ein gutes

* = casini.

Zimmer 15, 20, 24 Gulden, und im dritten und vierten Stocke selbst ist für ein sehr mittelmäßiges mit eben so mittelmäßigen Möbeln und Betten doch der Preis von 8 bis 9 Gulden auf den Monat gewöhnlich. Diese Preise sinken nun, wie man sich von der Stadt weiter entfernt, und in einigen Vorstädten kann man wohl um 3, 4 Gulden monatlich ein ebenso gutes Zimmer haben, als um 12 bis 16 in der Stadt.

Alle ersten Bedürfnisse des Lebens sind hier vorzüglich und im Ueberfluß, und eben so wenig theuer. Das reiche Ungern schickt Ochsen, Schweine, Korn, Wein und Mehl in Menge, und die Provinzen umher gehören selbst mit zu den gesegnetsten des teutschen Reiches. Man sieht es auch allen, selbst den Armen und Niedrigen an, daß sie nicht hungern müssen, wie dieses leider in den meisten Städten der Fall ist, wo der größte Luxus und Glanz herrscht. Das Brod, dieses erste und nothwendigste Nahrungsmittel, ist hier so schön und so wohlfeil, als nur irgendwo in der kleinsten Stadt, und von allen Dörfern und Flecken umher wird es an Markttagen auf großen Wagen eingeführt, damit die städtischen Becker es nicht übertheuern können. Auch das Fleisch ist nicht theuer, wohl aber manches Gemüse, z. B. die Kartoffeln, die man in diesen Gegenden und überall im Oesterreichischen wenig anbaut und isset. Die Hauptplätze für den Einkauf in der Stadt sind der Hof und der neue Markt, und außer der Stadt eine große weite Strecke auf dem Glacis nach der Karlbromäuskirche, und der Obstmarkt an der Donau an der Leopoldstadt. Ein eigener Artikel dieser weichlichen Fresser des südlichen Teutschlandes sind die kleinen Ferkel, die

jungen kaum befiederten Gänse, und alles Geflügel in diesem Geschmacke. Die Fische sind sehr theuer, gehören nicht zu den besten Arten und werden schlecht bereitet.

Fratschler und Fratschlerinnen.

Zu dieser Klasse kann man eigentlich alle die rechnen, durch deren Hände die gewöhnlichen Nahrungsmittel, entweder im natürlichen Zustande, oder zum Theil schon bereitet und verändert gehen, und ihre Anzahl muß also in einer Stadt, wie Wien ist, besonders in einer Stadt, die so gute Magen hat, schon ziemlich bedeutend seyn. Dies ist allerdings wahr, aber sie zeichnen sich doch wenig aus, und man findet diese Klasse ganz anders in den Seestädten Deutschlands, oder in den größern Städten Italiens, wo sie ganz andre Geschäfte machen. Ob die Polizey hier wacht, oder ob der Wiener selbst alles noch mehr aus der ersten Hand nimmt, soviel ist gewiß, man sieht ihrer gar nicht eine so ungeheure Zahl. Jene Geflügelputzer und Ebaucheurs aller ersten Materialien des Magens, die man bey tausenden in den großen Städten Italiens trifft, findet man hier noch äußerst selten, und die Wirthhe und andre kaufen wohl unmittelbar von den Märkten, oder von ihren Kunden vom Lande. Das Einzige, was in ihren Händen ist, und was auch immer eine eigene Klasse Leute haben will, die es vertheilen, sind die Früchte, und alle jene kleine Leckereyen und Näscherereyen, die damit verwandt sind. Leider sind auch hier, wie an den meisten Orten, größtentheils alte schmutzige Weiber im Besiß dieses ansehnlichen Monopols, denn bey manchen geht es wirklich ziemlich ins Große, und sie mögen wohl zuweilen ein

20 Gulden den Tag über einnehmen. Aber sie sind weder in ihrem äußern Aufzuge, noch in ihren Taschen so vermögend, wie Herr Schulz sie machte, der bey'm Wechselfu unter den Kreuzern Dukaten und Souveraind'ors in Menge fand*. Ich habe sie sicher oft die Taschen umrühren lassen, aber solche Münze ist mir auch nicht ein einziges Mal in die Augen gefallen. Sie sind meistens alte gutherzige und freundliche Kreaturen, aber ohne Pracht, weder an sich, noch an ihrem Waarenlager, welches gegen die Fruchtstapel der netten Italiäner sehr absticht. Diese Weiber haben ihre Grade in den Preisen nach den Orten, wo sie ausstehen. Am theuersten sind sie mitten in der Stadt am Graben und auf dem Hof, wohlfeiler vor den Thoren, am wohlfeilsten in der Leopoldstadt, wo auch die besten Früchte sind. Doch ist dieser Artikel überall theurer in Wien, als man bey der großen Zufuhr und der Wohlfeilheit mancher andern Zweige des täglichen Lebens erwarten sollte.

Die Fiaker.

Die Menge der Equipagen und Reitpferde ist bey den vielen Großen und Reichen, die in dieser Residenz leben, sehr groß, so wie sie auch sicher zu den schönsten und kostbarsten gehören. Aber doch bleibt noch immer eine große Zahl, die nicht zu Fuße gehen mögen, noch können, und für diese ist denn der Fiaker eine wohlthätige Einrichtung. Man rechnet ihrer mit einer runden

* Schulz, Reise eines Biesländers 6 (1796): 172 „... bey der nächsten Fratschlerin, die beym Wiedergeben auf einen harten Thaler unter ihren Kreuzern und Siebnern und Siebzehnern auch Kremniger Dukaten mit herauszieht.“

Zahl an 700, bis Nummer 670 habe ich gezählt. Man findet sie an allen Thoren, wie an allen Plätzen der Stadt, und in allen lebhaften Gassen, und sie bieten sich mit dem gewöhnlichen Gruß: *Fahren mer, Ihr Gnodn?* an. Ihre Wagen sind größtentheils sehr bequem, oft auch zierlich, und so Pferde und Geschirr, wenn es gleich auch lumpigtes Zeug giebt, und alle haben das Verdienst, daß sie eben so rasch, als geschickt fahren. Sie wissen in vollem Galopp sich einander so geschickt vorbeizustreifen und umzubeugen, und doch dabey der Fußgänger wahrzunehmen, daß es eine Lust ist anzusehen; und man hat fast kein Beyspiel, daß in den engen Gassen und bey dem ungeheuren Gedränge der Equipagen und Menschen jemand übergefahren würde. Diese Geschicklichkeit kömmt freylich den Fuhrleuten, aber eben so sehr der Polizey zu Gute, die auf alles, was das Leben und die Sicherheit der Bürger angeht, ein sehr wachsames Auge hat, und bey der geringsten Schuld unerbittlich strenge ist. Ein Appendix der Fiaker sind die Zeiselwagen, die auch weit über Land kutschiren, und mit denen die Person um ein Paar Dukaten 40 bis 50 Meilen machen kann, weil sie Menschen auf einander zu packen wissen. In diesen läßt sich keiner der Honoratioren, nicht einmal ein ehrsammer Bürger in der Stadt und den Vorstädten gerne sehen, weil er gar zu offen unter allerley Gesindel da sitzen muß. Die Fiaker haben keine bestimmte Taxe, und dies ist auch unmöglich, weil die Zeiten und Entfernungen sich nie genau abmessen lassen, am wenigsten das Wetter. Man muß immer mit ihnen affordiren und man thut wohl, wenn man es recht bestimmt thut, denn sonst sind sie, wie alle Fähr- und Fuhrleute, trotz ihrem *Ihr*

Gnodn, am Ende die unverschämtesten Schlingel in der Welt. Der gewöhnliche Preis für eine halbe Stunde ist ein halber Gulden, oder zwey Siebenzehner; das hängt vom Wetter ab. An schönen heitern und kühlen Tagen müssen sie schon wohlfeilern Kauf geben. Man hat Beyspiele, daß sie bey schlechtem Regenwetter, wann viele grade von Einem Plage haben abfahren wollen, ihren gewöhnlichen Preis vier, ja sechsfach gesteigert und Dukaten gefordert und erhalten haben, wo man sonst einen Gulden giebt. Aber auf diese Art wissen die meisten Menschen die Noth ihrer Mitbürger zu taxiren, und ich will also dieses den Fiakern nicht zum Verbrechen machen.

Die Polizey.

Die Wiener Polizey ist weit und breit berühmt und sie verdient diesen Ruhm vollkommen, wenn man die Polizey bloß auf das bezieht, was zur Sicherheit und zum Unterhalt des Lebens der Einzelnen und des Ganzen gehört; denn auch der Staat ist als ein einzelnes Leben anzusehen, das nur zu verletzlich und zu leicht zu tödten ist. Freylich ist und bleibt es immer eine sehr verwickelte Frage, was Polizey sey. Keiner hat noch recht zu sagen gewußt, was sie eigentlich solle, und wie weit ihre Grenzen gehen; und diese schwere und verwickelte Frage bleibt noch dem größten Staatsmanne, der aber auch der größte Mensch seyn muß, zu lösen übrig. Alles also, was zunächst zum Körper gehört und zur Leibestweide, zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Bürger, alles dieses leistet die Wiener Polizey vollkommen, und in dieser Rücksicht ist sie vortrefflich. Viele wollen aber be-

haupten, daß sie auch in das Gebiet eindringt, wo die Geistesweide angeht, und zwar tiefer, als löblich ist. Das könne sich nun freylich eher sagen als beweisen lassen; aber soviel ist gewiß, daß die Wiener Polizey allenthalben ihre Diener hat, und sicher, wenn zwey, drey Menschen versammelt sind, einer von diesen unter ihnen ist. Manches mögen die jegigen politischen Umstände entschuldigen, wenn diese Hülfe nur nicht zu unwirksam und wirklich gefährlicher, als zweckmäßig wäre. Denn die meisten Menschen sind schon zufrieden, wenn sie nur sagen dürfen, was sie meinen, daß ihnen fehle, und lassen es damit meist gut seyn; aber wer löscht ein Feuer, das, zurückgehalten, endlich furchtbar auflodert und seine Unterdrücker zuerst verzehrt? Nur die Bösen sollten die Polizey fürchten; aber hier verstummen die bravsten und redlichsten Leute bey Dingen, worüber man sonst in der ganzen Welt laut spricht und lacht. Eben daher ist auch mit einem Wiener an einem öffentlichen Orte kein vernünftiges Gespräch möglich, weil er dessen von Jugend auf entwöhnt ist, und nur in einem engern Kreise seinen Verstand umzutummeln weiß, der sogleich stolpert, sobald er über diese Gränzen hinauskömmt. Doch hierüber weiter unten. — Auch in Rücksicht der Fremden ist die Polizey eben so strenge als gerecht, und das finde ich billig. Es schleichen sich in große Städte doch immer genug Bagabunden ein, die auszutreiben, oder nur erst auszuwittern die beste Polizey verzweifelt. Daß man Fremde aus verdächtigen Gegenden auch mit mehr Strenge examinirt, oder gar aus der Stadt weist, mag die heillose Zeit und das Beyspiel entschuldigen; denn geht es anders her in Rom und Paris, wo man so

laut über Despotismus schreit? Sobald man ankömmt, reicht der Wirth einen Zettel ein, worauf man sich und seine Sachen haarklein aufschreiben muß. Den folgenden Tag geht man auf die Polizey, wo man seinen Paß findet, der einem an den Linien von einem Polizeybedienten abgefordert ist. Dieser bleibt auf der Polizey und man erhält einen Schein, daß man ihn abgeliefert hat. Reiset man ab, so erhält man gegen diesen einen neuen kaiserlichen Paß, den zu erhalten man die Länge einiger Stunden durch mehrere Instanzen nach der Kriegskanzley und endlich nach der Regierung gehen muß, wo er von vielen Augen visirt und von mehrern Händen unterschrieben wird. Aber alles dieses nur gegen Vorzeigung eines Scheins vom Grundrichter, daß man sich bey ihm als dem Wirthe nichts schuldig legitimirt, und überall keine Klage gegen sich habe. Dies ist allerdings etwas langweilig, aber man wird überall mit Artigkeit und Höflichkeit, wie ein Gentleman, nicht in dem soldatischen preußischen Er-Ton behandelt, und kann sich also für alle Sicherheit und allen Schutz, den man so lange an einem lieben Orte genossen hat, dies wohl gefallen lassen. Hohe und privilegirte Personen sind hievon freylich ausgenommen, so wie die Reisenden, die nur einige Tage bleiben, weil die wirklich Ursache hätten, über eine solche Einrichtung zu klagen; sie werden es doch über die Formalitäten thun.

Lotto.

Dieses heillose Uebel, das doch keine gute Regierung dulden sollte, sitzt hier recht auf seinem Thron und wird in einer fürchterlichen Ausdehnung befördert

und zeigt durch die Menge der Kollekturen, daß es reichlichen Abgang findet. Wenn man doch nur bedächte, daß es meistens die ärmere Klasse ist, das Heer der Bedienten und Mägde, und eine Menge anderer junger Leute, die sich vom Glücke äffen lassen; daß diese zu Diebstählen und Spigbübereyen verführt werden, um den Spieltrieb zu befriedigen, und oft den letzten Groschen hieher tragen, während ihre Kinder daheim um Brod schreyen; wenn man bedächte, wie dieses Spiel nicht nur der Ruin ganzer Familien, sondern auch der Moralität ist, so würde man es sicher abstellen. Nicht bloß in den Städten ist dieses Wesen so im Gange, sondern jedes Dorf hat seine Lotteriekollektur, und immer mit der schönen Aufschrift: heute ist der letzte Tag, als wenn der Verlust unersegllich wäre, wenn jemand dieses Glück so entschlüpfen ließe. Ja man treibt die Methode so weit, daß bey diesen Kollekturen auch häufig Traumbücher angekündigt sind. Wie doch die praktische Psychologie durch so eine edle Anstalt wächst! Vielleicht aber ist dies keine Erfindung Wiens; denn auch in Florenz und andern Städten Italiens fand ich bey den Nummern fast immer ausgehängt: qui si vendono libri di sogni. —

Wissenschaften, Universität, Künste zc.

Joseph war auf dem Wege was Gutes zu machen, aber er fuhr zu rasch dahin, wie sein Leben, und mit ihm sank das Meiste wieder in Nichts und Nacht zurück. Ich will nicht sagen, daß unter ihm schon alles

herrlich gewesen sey, das war nicht möglich; aber es war doch vieles im Werden, und manche Geister warfen alte Ketten ab, und suchten sich selbst und andern einen Schwung zu geben, und dieser Schwung machte sich endlich schon fühlbar. Der Mensch hat schon viel gewonnen, wenn er nur erst einsieht, was ihm fehlt. Es traten Männer auf, die, unter seiner Aegide, freylich nicht ganz gedeckt, die Stimme erhuben gegen die alten Geburten des Aberglaubens und Pfaffenregiments. Seine Nachfolger wollten den Kampf mit der Hyder nicht erneuern, welchem er erlag. Entweder fühlten sie sich den Muth nicht, oder die großen politischen Händel hießen sie dies an die Seite setzen, und Kardinal Migazzi*, Censur und Papst traten wieder in ihre alten Rechte ein. So ist es auch noch, und was bey der Zeit, wie sie mit einem gewaltigen Strome gegen alles Alte läuft, nur irgend haltbar ist, das suchen sie wieder fest zu machen. Vielleicht haben sie den Regenten auch mit Gespenstern der Revolution und des Umsturzes aller alten Verfassungen mit dem Sturz der Hierarchie eingeschreckt. Freilich sind viele, die, durch den Geist der Zeit ergriffen, und von jenem Lichtfunken erleuchtet, der unter Joseph ausgestreut wurde, freyer und kühner denken, aber sie dürfen nicht frey und kühn sprechen; allein dann ist das Denken wie der Leib einer Jungfrau, die Helden und Virtuosen gebohren haben würde, wenn ihr der mitschaffende Leib eines Mannes fehlt. Wer findet es z. B. nicht ehrwürdig, wenn er Menschen das Be-

* Christof Bartholomäus Anton M. zu Wall und Sonnen-
thurm (1714—1803), Josefs II. erbitterter Widersacher. Vgl. z. B.
Nicolai, Beschreibung einer Reise usw. 5 (1785): 136 ff.

dürfniß eines höhern Wesens fühlen und sie diesem gemäß handeln sieht, wie anders er selbst vielleicht hierüber denken mag? Aber so den düstersten Aberglauben, die kindischesten Pöffen in der Hauptstadt Deutschlands, und am Ende des 18ten Jahrhunderts vor aller Augen zu sehen; zu sehen, wie Menschen, die Klüger seyn sollten, zu Tausenden vor einer Hostie sich in den Koth werfen, und gögendienend knieen vor einem ekelhaften Bilde, das Schweine scheu machen könnte, das empört bis ins Innerste; zu sehen, wie ganze Heerden von Bauern und Handwerkern über Land ziehen nach Herrenals, Mariazell, oder Mariataferl, und mit ihrem dummen Geplärr Gott und ihrer Arbeit den Tag, ihren Kindern aber das Brod stehlen, und selbst für allerley Viederlichkeit Gelegenheit und zugleich auch Ablass finden*. — Hierüber klagen selbst eifrige Katholiken, die wohl einsehen, daß der Mensch in jeder Religion Anleitung zur Tugend und Glückseligkeit findet, wenn er nur erst von den Pöffen der Priester und den Sagenen finstrier Jahrhunderte sich losgemacht hat. Wenn man nun vollends sieht, wie diese Uebungen des Aberglaubens bey aller Stierheit des Blicks und aller Rohheit der Begriffe bloß etwas Aeußeres sind, womit sich so bequem der Schmutz der Sünden abwaschen läßt, wobey man mit seinem Nachbar liebäugeln, und allerley fremde Spiele und Gedanken treiben kann, wenn nur der äußere Takt mit Augen und Händen und Knieen seine Begleitung erhält; zu sehen, daß für 100, 1000, ja 10000 Tage vollkommener Ablass erteilt wird, wenn man sich ferner einige Stunden

* A. schlägt hier völlig den Ton der orthodox-intoleranten Aufklärung, also etwa Nicolais, an; vgl. die Einleitung.

so zerarbeitet hat; und wie dies nicht bloß auf allen Tafeln zu lesen ist, sondern in gedruckten Ankündigungen, Zettelchen, Büchelchen, Predigten noch täglich dem Volke vorgekaut wird, das kann einem die Laus über die Leber laufen lassen. Wundert man sich dann noch über den plötzlichen Umsturz alles Alten, und schreyt: ungeheuer! das ist es nicht, sondern das natürlichste. Nur durch Fortschreiten zum Bessern kann das Gute der alten Religionen und Verfassungen erhalten werden. Der Sklave von seinen Ketten gelöst, ist ein Tyrann, und wer für Religion nur Aberglauben hat, jagt seine Priester aus dem Lande, wenn er plötzlich in Licht alles verwandeln sieht, ohne selbst ins Licht sehen zu können. So ist hier nun alles wieder bey'm Alten, nur die ausgejagten Vögel hat man in ihre Nester nicht wieder einsetzen können, weil sie ohne Futter doch verhungert wären, und das Singen verlernt hätten.

Wie es nun um die Wissenschaften stehe, und was unter diesen Umständen für sie sich thun lasse, das sieht ein Kind ein. Die gewöhnlichen sogenannten Brodstudien gehen zwar ganz gemächlich ihren alten Weg so hin, und man kann es da immer zu einem hohen Grade von Gelehrsamkeit bringen. Aber alles was ins Gebiet des Unbestimmten und Unerforschten einschlägt, vielleicht sollte ich sagen des Unerforschlichen und Unbestimmbaren, worüber der Mensch doch so gern grübelt und nachdenkt, und worüber er nachdenken soll, alles was die Philosophie mit ihrer Fackel beleuchten soll hielte man hier so gern unter ewiger Nacht begraben, wenn es sich nur halten lassen wollte. In diesem ewigen Graben und Suchen nach dem Ungewissen und Ent-

fliehenden, daß er was Gewisses finde und hasche, in diesem liegt der schönste Trieb des Menschen, der dem flüchtigen Leben selbst Festigkeit, und dem Festen und Sichern, dessen er so wenig hat, süßeren und dauern-
dern Genuß giebt. Wo man diesen heilsamen Strom, der die stockenden Sümpfe der Menschheit ableiten soll, eindämmt, welche unsägliche Pest entspringt da mit der Menge ihrer Uebel, die sich hinterdrein erst recht offenbaren? Man sehe nur den Katalogus der verbotnen Bücher nach, wie er auf jedes Jahr zu einem dicken Bande anschwilt, und wie die Censur oft lächerliche Bocksstreiche macht, und bloß nach dem Titel austreicht, da mancher gefährliche Wolf sich doch unter einem frommen Schaafskleide einzuschleichen weiß. Doch alles dies würde so viel nicht schaden, wenn nur die menschliche Zunge ihr heiliges Recht behielte, aber auch die Stimme des Lehrers und des Klugen, oder Thoren wird versperrt. Und alle diese gehören doch nothwendig zur besten und freysten Welt, und müssen im ewigen Kampfe seyn, wie die Stürme des Himmels, wenn etwas wachsen und gedeihen soll. Dies ist so schlimm, daß der Hörer, wie der Lehrer, bloße Nullen sind, die sich einander was vorlügen und vorlügen lassen. Denn da von 1000 Menschen nicht zwey überein denken, über Eine Sache in allen Rücksichten, woraus man sie ansehen kann, so lügen ja alle Tausend, wenn sie diese Sache gleich anzusehen sich stellen, und sie aus des einen Munde grade so klingt, wie sie der andre in die hohlen Esels-
ohren der gähnenden Zuhörer hineinechoet, die Esels-
ohren werden müssen, wenn der Geist wie ein Esel sich mit Folianten beladen, und mit den bunten Rüstungen

der Autorität behängen läßt, ohne sie unwillig abzuschütteln, und lieber Streiche zu dulden, als diesen schimpflichen Schmutz zu tragen. Was so eine Eselträgerey der Wahrheit auf alle Disciplinen für einen verrätherischen Einfluß hat, das weiß ein jeder, der die Welt ein bischen ansieht, oder die Geschichte, ein langes Register von Sünden und Narrheiten, nur mit flüchtigen Händen vom Staub der Jahre gesäubert hat. Was also Philosophie und Theologie in Wien heißen, das begreift sich hieraus sehr leicht. In der Jurisprudenz, wie sie einmal ist, kann einer auch ohne alle Philosophie zum Reichshofrath und Reichskanzler sich aufschwingen, und die Mediciner wissen ihre Arkane schon so zu verstecken, daß ihnen nicht leicht jemand was anhaben kann. Diese letzte Wissenschaft wird hier nach dem allgemeinen Geständniß der Lernenden am besten gelehrt, und hat durch die großen Lazarethe und die berühmten Vorsteher derselben eine praktische Beyhülfe, der sie sich an wenigen andern Orten rühmen kann. Die schönen Wissenschaften hängen mit der Philosophie am engsten zusammen, weil sie nur durch Schwung und Enthusiasmus des ganzen denkenden und empfindenden Wesens bestehen. Die besten Köpfe, die unter Joseph auflebten, sind unter der Erde, und der alte Denis gräbt nun in Manuscripten* und schilt als ein frommer Katholik über die heillosen Zeiten, die er hat erleben müssen. Auch in den übrigen schönen Künsten, in der Bildhauerey und Malerey soll der alte Eifer sehr erkalten, obgleich Zauner und Füger, diese beiden wackern

* Als erster Kustos der Hofbibliothek. Damals im 69. Lebensjahr.

und bescheidenen Künstler*, wohl eine Flamme anzünden könnten, wenn nur ein lustiger und lebendiger Wind von oben oder aus dem ganzen Volksleben drein hauchte. Aber so allein vergeht endlich das Schönste und Größte und erreicht nie seinen Sonnengipfel. Vortrefflich sind sonst die Muster und die Abgüsse der Meisterstücke des alten Griechenlands, die noch übrig sind, welche auf der Kunstakademie in schöner Ordnung, dem jungen Künstler, wie dem Liebhaber, ausgestellt sind, so wie er im Belvedere und im lichtensteinischen Pallast Nahrung für sein heiliges Feuer finden kann. Aber es fehlt der waltende Geist, der Feuer über die Köpfe, und, daß ichs recht sage, Brod in die Mäuler gießt; denn wenn die Kunst nach Brod gehen muß, so sieht es übel aus, und ohne Aufmunterung erliegt endlich die lebendige Kraft.

Die Universität selbst ist sehr zahlreich und zählt über 4000 Studenten. Die Einrichtung ist bey weitem anders als auf den übrigen Universitäten Teutschlands, und die Subordination, nicht bloß bey den Theologen, die gemeiniglich schon unter ihren Obern stehen, weit größer. Daher kömmt es, daß man die Studenten in Wien nicht bemerkt, wo sie freylich doch keine der ersten Rollen spielen würden, wie in den kleinern Städten Teutschlands. Sie sind aber nicht allein unbemerkt, sondern auch ungeachtet, und das ist wieder ein schlimmeres Ding, als das Großthun und Bramarbisiren ihrer Brüder im übrigen Vaterlande. Denn werden dem Jüngling

* Franz (v.) J. aus Tirol (1746—1822), Bildhauer, berühmt durch das Reiterstandbild Josefs II. (vgl. S. 50). — Heinrich F. aus Heilbronn (1751—1818), damals der gefeiertste Maler Wiens. Beide gehörten der klassizistischen Richtung an.

die Flügel lahm geschlagen, so bleiben sie es gewöhnlich für immer. Es ist hier noch schlimmer, als in Leipzig. Es sind zwey Universitätsgebäude, das alte und das neue nächst dem Stubenthore bey den Dominikanern. Das neue ist 1756 von M. Theresia erbaut, ein stattliches Gebäude. Ihre eigne Bibliothek ist nicht vorzüglich, doch haben sie die kaiserliche zu benutzen, die aber doch mehr für die reifen Köpfe, so wie für die ist, die außer den schnellern Jahren des Studierens noch Mittel haben, an einem Orte, wie Wien ist, länger auszuhalten.

Das vortreffliche Bibliothekgebäude ward im Anfange dieses Jahrhunderts unter Karl dem Sechsten von Fischer von Erlach erbaut. Es stößt hinten an die Burg, und kann, wenn man will, zu ihr gerechnet werden. Vorn hat es einen schönen freyen Platz, der der Josephplatz heißt und sieht den friesischen Pallast*, einen der neuesten und stattlichsten in Wien, an. Es ist ein Hauptgebäude mit zwey Flügeln. Das Hauptgebäude ist eigentlich die Bibliothek; an den rechten Flügel stoßen die schöne Reitbahn und der prächtige Redutensaal am Michaelerplatz, und der linke** enthält das sogenannte physikalische Kabinett, Instrumente und allerley Vorrichtungen der physischen und mathematischen Wissenschaften. So schön indessen dieser Bau anfangs auch in die Augen fällt, so erregt er doch endlich ein Gefühl des Schweren und Unbehülflichen, welches, wie mich dünkt, auch den besten Werken Fischers nicht ganz fehlt. Die Bibliothek ist in dem Hauptgebäude in

* Jetzt marktgräf. Pallavicinisches Palais.

** Jetzt auch von der Hofbibliothek okkupiert. Rechts und links vom Beschauer aus.

einem großen Saal im zweyten Stock, und in mehrern Nebensälen und Zimmern aufgestellt. Sie soll jetzt über 300000 Bände an gedruckten Büchern und Manuskripten enthalten, ungerechnet manches, was hie und da noch ungeordnet und unentstäubt über einander geworfen liegt. Der große Saal ist ein herrliches Werk und zwey Stock hoch. Seine schöne von Gran* gemahlte Decke ruht auf zierlichen Säulen, und die Wände sind mit weißem Marmor ausgefegt. Mehrere Büsten aus dem Alterthum und Köpfe zieren ihn, und wohlgearbeitete Statuen der Habsburge, vom ersten Rudolf bis auf Karl den Sechsten. Schade, daß die Zierrathen und Vergoldungen und andere Schnörkel, wofür Fischer nicht kann, den einfachen Eindruck dieses prächtigen Zimmers zu sehr stören. Von Codices, die zum Theil noch ununtersucht sind, und von alten Drucken ist hier eine sehr stattliche Sammlung. Dies gehört aber für den Beschauer bloß zu den Raritäten. Dahin kann man auch das schöne Kunstwerk des Baierschen Künstlers Kösfeld rechnen, der das Kopernikanische System sehr künstlich und sauber aus Messing gearbeitet hat. Hier ist ein eignes großes Zimmer für die so hier lesen, nachschlagen, oder exercipiren wollen, zu welchem Behufe die Bibliothek täglich 8 Stunden Sommer und Winter offen ist.

Unten am Eingange im linken Seitenflügel ist das herrliche physikalische Kabinett, das einen Tag in der Woche für jedermann, der sich ein Erlaubnißbillet holt,

* Daniel Gr. aus Wien (1694—1757). Vgl. über das u. a. von Winkelmann gepriesene Deckengemälde Ign. Fr. v. Mosel. Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien (1835) S. 126 ff. — Vorstand des Instituts war damals Gottfr. Freiherr von Sieten.

offen ist. Auch das Naturalienkabinet und der Schatz sind in der Nähe. Das erstere soll an Mineralien und Versteinerungen eines der ersten in Europa seyn. Das andre Schöne nicht einmal gerechnet. Man findet hier auch viele Tische und andre Arbeiten im florentinischen Geschmacke von zusammengelegten Steinen und Scagliola*, auch kleine Gemählde in Mosaik: eine Büste Josephs des Zweyten aus Bley, sehr ähnlich, aber widerlich, wie alles Bleierne; auch Leopold sieht man in Lebensgröße in Mosaik, und Laudon und Joseph im kleinern Maße. Den Schatz zu beschreiben, muß man einen Schatzgeschmack haben; das wäre etwas für Weiber. Mich dünkt solche Kostbarkeiten, Kunstwerke und Karitäten, wie die seinigen, wollen nur gesehen werden, obgleich es sonst ein leichtes wäre, von seinen Schnurrigkeiten und Seltenheiten mehr als Einen Bogen zu füllen. Das schönste sind unstreitig die Gefäße aus kostbaren Steinen und die kleinen Kunstarbeiten von dem berühmten Donner.

Unter dieser Rubrik kann auch sehr gut eine kleine Skizze von Belvedere und der lichtensteinischen Gemählde-sammlung stehen, die mir während meines Aufenthalts in Wien so manche selige Stunde verschafft haben, und die unstreitig von allem, was hier zur lebendigen Erweckung und Förderung der Kunst ist, den ersten Rang einnehmen. Man hat von beyden Katalogen, und ich werde den Leser nicht mit einer tödtenden Aufrechnung aller Stücke martern, sondern nur von einigem, was ich am lebendigsten durchdrang und ergriff, ein schwaches

* Marmorimitation aus Gips; vgl. über diese Technik A. selbst, Reisen ² 2: 154.

Bild meiner Empfindungen zu geben suchen. Man mögte so gern, was einem selbst gefiel, im Besig der Bewunderung aller sehen.

Das liebliche Belvedere, eine VILLE des großen Eugen, liegt auf den Wieden und hat eine weite Aussicht über die Stadt und die Vorstädte hinaus. Es ist leicht und lustig gebaut, und liegt mitten in einem schönen Garten, der freylich etwas zu sehr französisch ist. Man hat dieses Belvedere benugt, die Gemäldesammlung des Kaisers darin aufzustellen. Diese ist während des ganzen Sommers und Frühlings drey Tage in der Woche von 9 bis 12 und von 3 bis 6 Uhr jedem offen, und Bediente sind da, einem unentgeltlich alles zu zeigen. Für junge Künstler ist es nicht bloß in diesen Stunden offen. Man hat von den italiischen und niederländischen Gemälden jetzt ein Verzeichnis von Joseph Rosa, das zugleich Nachrichten und Fingerzeige enthält, und 1796 bey Schmidt in Wien herausgekommen ist*. Der Garten selbst ist zu allen Tageszeiten offen, wird aber, weil er so entlegen ist, wenig zum Spazieren benugt.

Aus der lombardischen Schule,

die der Reihe der Säle nach die erste ist, bemerke ich:
Marc Antonio Franceschini**. Die Mutter-

* Jos. Rosa, Gemälde der k. k. Galerie. 1. Abt.: Italiensche Schulen (Wien, Matthias Andr. Schmidt 1796), 2. Abt.: Niederländische Schulen (Wien, Franz Jos. Kögel 1796). — A. hat diese Kataloge unzweifelhaft benugt, da seine Angaben mit den ihren genau stimmen. — Die von A. geschilderten Bilder hängen jetzt (mit wenigen Ausnahmen) im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum.

** 1648—1729. — A. beschreibt die sog. „Caritas“.

liebe. Ein schönes blühendes Weib hält mit der einen Hand eine große Frucht empor und ruht mit der andern, einen Blick unaussprechlicher Liebe auf ihre Kinder geheftet, deren drey, liebliche Geschöpfe, auf ihren Knieen und in ihrem Schooße ruhen, und sich zur Frucht und zu ihrem Fuß anklammern. Alle Figuren sind nackt und über Lebensgröße. Franceschini ist vorzüglich glücklich in unbekleideten Figuren.

Annibale Caracci. Adonis, ein schöner männlicher Jüngling tritt mit seinem Bogen und seinen Jagdhunden aus dem Hain hervor und schaut auf die ruhende Venus, eine üppige wohlhlüstige Gestalt, die einen Blick voll Sehnsucht und Liebe auf den geliebten Schäfer wirft. Schalkhaft steht ihr Amor mit einem Pfeil zur Seite und deutet auf ein kleines rothes Fleckchen auf der wogenden Brust, das dieser Pfeil gegraben hat.

Guido Reni. Magdalene vor dem Crucifix, eines der holdesten weiblichen Wesen, die je aus der Idee eines Sterblichen geflossen sind. Welch ein Geist, der so einen Geist empfangen und darstellen konnte! Alles was Empfindung Süßes, was Liebe Holdes, was Anmuth und Weiblichkeit Unnennbares hat, ist in dieser Gestalt vereinigt, und das Ganze mit einer stillen Ruhe und süßen Schwermuth überschattet, die dies Bild mit unauslöschlichen Zügen ins Herz brennt. Ein bloßes Bruststück.

Guido Reni. Die Reinigung im Tempel, wieder ein gar süßes Stück. Die Jungfrau kniet am Altar, in ihre eigne Huld und Sittsamkeit versenkt, gar ein wunderliebliches und freundliches Wesen, jugendliche Zartheit und Reinheit athmend. Der alte Simeon hält mit frommer

Inbrunst den jungen Sohn des Himmels dankend und preisend empor, und mehrere heilige Personen stehen zur Seite. Ein liebliches Bübchen spielt mit den weißen Opfertauben, nach denen er sich in kindischer Unschuld emporstreckt. Schon dieser kindliche Bube wäre eines Lorbeerkranzes werth; aber wo sah man eine Weiblichkeit, als in der Mutter Gottes?

Augustin Caracci. Einige Gemälde voll Lust und Kraft des Pinsels, die die süßen Praeludia Amoris und einige das Vollbringen ausdrücken in mancherley Stellungen und Gruppen, die an kleinen und großen Figuren reich sind. Die Aengstlichkeit hieß sie mit einer Decke umhängen. So reizen sie gewiß die Neugier eines jeden, diese aufziehen zu lassen, um sie recht zu beanklagen. An der andern Seite des Zimmers hängen von demselben Augustin ein Paar ähnliche, auch mit nackten Figuren, und zwar weiblichen, deren einige den fröhlichen, die andern den rasenden Amor darzustellen schienen*.

Amor. So ist die Aufschrift dieses kleinen Bubens, der in der Rechten einen Pfeil und in der Linken einen Bogen hält, und Flügel hintenauf trägt. Man will ihn zu der himmlischen Liebe machen und läßt ihn aus Guido's Schule kommen. Immer ist es ein feiner, lieblicher Knabe, aber als himmlischer Amor müßte er anders aussehen, und hätte ihn Guido, oder seine Schüler auch sicher anders gemahlt. Warum soll er nicht einer der vielen irdischen seyn? nicht grade den Erzschemel meine

* Jetzt im Depot des Hofmuseums; offenbar des erotischen Charakters wegen dorthin verbannt.

ich, sondern einen der Leidlichen, die es mit Göttern und Menschen nicht gar zu arg machen*.

Anton Correggio. So sitzt auf einem Rosenhügel voll süßer Wohlthut und läßt sich von einer Wolke umfangen, indem sie ihre trunkenen Blicke aufwärts richtet. Eine herrliche Gestalt und Stellung.

Correggio^{**}. Der bogenschnigende Cupido, den ich für den Preis der ganzen Sammlung erklären möchte; wenigstens nähme ich ihn, wenn mir die Wahl frey stünde. Er stemmt sich mit seinem Messer auf einen Stock, den er unten auf Folianten gestellt hat, worauf er selbst steht. Ein reizender Knabe, näher dem Jüngling, mit ein Paar Augen, die einen allenthalben wieder finden. Die ganze Gestalt athmet Grazie und Wohlthut des Daseyns und Empfindens, und ist mit einem unaussprechlichen Zauber übergossen. Hinter ihm ist eine kleinere Ausgabe von Amor zu sehen, ein Erzausheker aller Schelmercy und Tücke. Er kneipt ein kleines Mädchen, das zu schreien scheint, und sein Lächeln drückt Muthwillen und Schelmkniffe unaussprechlich aus. So ein Stück muß dem jungen Künstler den Muth in der Brust gewaltig beklemmen.

Ludwig Caracci. Ein schönes Gemählde, wenn nicht voll aller der Huld, deren der Gegenstand fähig war, doch durchaus die süßeste Gewalt der Lust athmend. Venus liegt auf einer Decke, eine wohlthutige Figur, in einer fröhlichen Neckercy begriffen. Mit der einen Hand hält sie nemlich einen Pfeil, mit der andern den Bogen

* Wird jetzt als Kopie nach Reni angesehen.

** Nun schon lange als Werk des Parmeggianino (Francesco Mazzuoli 1503—1540) erkannt.

empor, und der kleine Schalk Amor, strebt umsonst, sich hinaufzuarbeiten und sie ihr zu entwinden. Er verräth in seiner Miene und Haltung eben so viel Umuth und Aerger, als der lauschende Satyr, der lachend den Vorhang von hinten wegzieht. Schalkheit und Lüsterheit.

Correggio*. Ganymedes, von Jupiters Adler entführt. Sein Hund sieht ihm trauernd nach. Es ist die Gestalt eines feinen Knaben, der scheu und leichtschwebend mit dem stolzen sceptertragenden König der Vögel emporfliegt. Correggios Reiz und Leben in der Darstellung leuchtet kräftig aus allen Zügen hervor.

Aus der florentinischen Schule.

Andrea del Sarto. Die Gottesmutter mit ihrem Knaben und dem kleinen Johann. Ein Meisterstück in Rücksicht des Kolorits, wie die Meister sprechen. Die Kinder sind auch recht brav, aber an der Mutter vermißt man das Ideal des Guido und Carlo Dolce, welches Andreas auch selten und in seiner Madonna del Sacco in Florenz nur einmal in vorzüglichem Grade hatte.

Fra Bartolomeo. Mariens Opferung**, nicht unwürdig des Mannes, den zu studieren und im Kolorit zu bewundern, Raphael nach Florenz ging.

Allessandro*** Allori. Christus mit Maria und Martha. Wenn dieser Mahler gleich oft in der

* Oder aus seiner unmittelbaren Nähe.

** Darstellung im Tempel.

*** sic! — Allori (gen. Bronzino) 1535—1607. Das Bild ist seit 1913 wieder exponiert; vorher lang im Depot.

Komposition fehlt und im Kolorit keiner der ersten ist, so verstand er es doch, den Geist auszudrücken. Jesus sitzt in stiller Größe da, Martha steht mit Trinkgefäßen, und Maria ruht zu seinen Füßen, ein Salbengefäß neben sich habend und auf ein Buch gestützt, indem sie ihr schönes Haupt voll Inbrunst forschend und bittend zu ihm wendet. Ein Paar schöne schlanke Gestalten. Eine schöne Bayerin, die ich in Straubingen* sah, ist das lebendige Bild Mariens.

Carlo Dolce. Zwey kleine Madonnenköpfe in all seiner gewöhnlichen Milde und Lieblichkeit, mit der stillen Wehmuth der Betrachtung übergossen. Dies ist sein Feld. Sein Christus, der das Kreuz trägt, ist nur das stille Bild der Unschuld, nicht das starke Symbol der Manneskraft.

Horatio Gentileschi**. Die Reise nach Aegypten. eine Scene unterwegs. Joseph liegt und schläft. Maria sitzt und reicht ihrem holden Säugling die Brust. Ein gar sanftes Stück. Die stille Zärtlichkeit der Mutter, die auf ihr Kind blickt, und das kindliche Wohlgefallen

* Reise 12: 130 (Straubing 9. Juli 1798): „Die Seele unserer Tafel war aber eigentlich die hübsche Kellnerin, deren Huld und Anmuth so auf die Gemüther wirkte, daß sich keiner, auch der argen und schlimmen nicht, Unanständigkeiten gegen sie erlaubte. Eine schöne, hohe und schlanke Gestalt mit einem Gesichte voll Engellicblichkeit, mit zarten, rosigem Wänglein, einem schneeweißen Stußnäschen und einem Munde, um den die Grazien spielten: und über dieses holde Antlitz leuchtete eine freye Stirne, unter der die schönsten blauen Augen funkelten; schwarze Haare flogen um die weiße Brust, hinten zierlich in Locken gerollt. D es ist unbeschreiblich, was ein schönes Weib vermag.“

** 1562—1647.

des Knaben, besonders der Ausdruck seiner kleinen Augen, sind unübertrefflich und der schönsten Natur abgestohlen.

Horatio Gentileschi. Eine ruhende Magdalena, meine Lieblingin, die ich oft stundenlang mit Sehnsucht angeschaut habe, und die an Ausdruck und lebendiger Empfindung das Meiste in dieser Sammlung übertrifft. Sie hat nicht die süße Ruhe und stille Sehnsucht der Guidoschen Maria vor dem Kreuzbilde, sondern ihre Stirn umwölkt ein leiser Zug tieferer Trauer, aber die süßeste Schwermuth, die trunkenste Schwärmerey eines holden weiblichen Gesichtes ist lebendig darauf ausgedrückt. Man mögte sagen, sie wolle ganz mit dem Himmel in Eins zerfließen, nach welchem sie so brünstige und heiße Blicke sendet. War es aber Haltung ihres Charakters oder des Künstlers Art, der in allen seinen Stücken viel Irdisches hat, daß selbst ihre fromme Schwärmerei so voll erhabener Sinnlichkeit ist?

Andrea del Sarto. Mehrere schöne Stücke dieses großen Künstlers, dem nur oft Kraft fehlt, um einer der vollendetsten zu seyn.

Carlo Dolce. Maria und ihr Bübchen. Ein sehr süßes Gemählde in seiner zarten und weichen Manier.

Aus der römischen Schule:

Einige vortreffliche Stücke des unsterblichen Mengs. Der Apostel Petrus sitzt auf einem Stuhle und deutet mit der einen Hand gen Himmel, indem er mit der andern ein Buch und seine furchtbaren Kommandoschlüssel hält. Eine Feuersflamme geht

aus seinem Haupte, und eine mächtigere des Geistes aus seinem Gesichte und aus der ganzen Stellung und Gebehrdung seines Körpers, die äußerst ausdrucksvoll sind. Der Engel erscheint Joseph im Traum und heißt ihn nach Aegypten fliehen. Ein schöner Engelskopf. Mutter und Kind und zwey Engel ihnen zur Seiten. Auch diese Engel mögte man Raphaelisch nennen, aber der vorige behält den Preis. Mutter und Kind sind idealisirt und voll Unschuld und jener Stille und Mäßigung, die den Genius spricht.

Nicolas Poussin. Salomos Urtheil in kleinen Figuren, ein treffliches Gemählde an Zeichnung, Kolorit und Karakter. Welch ein Ausdruck in der Mutter, der man ihren Liebling zerhauen will! Es ist reich an Köpfen; denn im Hintergrunde sitzt der König noch, von einer Menge von Hofleuten umgeben.

Giulio Romano. Maria und Sankt Anna mit einer heiligen Jungfrau und dem kleinen Johann. Anna streckt ihre Arme nach dem Kinde aus, das ihr Maria hinreicht. Schöne, freundliche Gestalten. Es soll Kopie nach Raphael seyn*.

Sasso Ferrato s. Joh. Bapt. Salvi**. Der schlafende Säugling Jesus auf dem Schooße seiner Mutter, ein liebes Gemählde. Das Ideal dieses holden Weibes ist unnachahmlich schön. So eine Demuth und Milde, mit Geist gemischt, wo findet man sie wieder? Man vergißt selbst Carlo Dolce darüber, wenn der gleich einen größern Schmelz des Pinsels hat.

* 1809 von den Franzosen entführt.

** 1605—85.

Raphael. Sankt Margaretha tritt den häßlichen Wurm, den Drachen, nieder*.

Raphael. Eine heilige Familie. Maria mit ihrem Knaben, dem sie den kleinen Johann hinhält. Dieser bringt ihm Früchte, und Joseph steht hinter ihm, und scheint ihn hinanheben zu wollen. Die Mutter ist ein feines Weib voll unschuldiger Grazie. Guidos und Lizians Kinder mögten wohl schöner seyn.

Raphael. Die Mutter Jesu mit ihrem Kinde und Johann, der ein kleines Kreuz aus Rohr hält**. Dieses Gemählde trägt noch das Steife seines Lehrers Pietro Perugino. Es soll in seinem 23. Jahre schon von ihm gemahlt seyn.

Einige schöne Stücke von Michel Angelo di Caravaggio, Salvator Rosa und Jakob Courtois, Bourguignon***.

Die venetianische Schule

ist außerordentlich reich; von allen ihren berühmtesten Meistern giebt es Proben; vorzüglich schöne Porträts von Lizian.

Paul Veronese. Die Vermählung Katharinens, ein sehr schönes Stück. Die Gottesmutter im Schatten eines Baumes. Ein Engel faßt Katharinen bey der Hand, und das Kindlein steckt ihr den Brautring an. Neben ihr knieet die züchtige Agnes.

* Jetzt als Werk des Giulio Romano erkannt; vgl. Edu. v. Engerth, Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde 1 (1881): 175.

** Die „Madonna im Grünen“.

*** Bourguignon ist der Künstlername von Jacques Courtois (1621—76).

Tiziano. Christus wird dem Volke von dem Landpfleger vorgestellt. Ein großes Stück, das für eines der Meisterstücke des tizianischen Pinsels gilt. Es giebt freylich keine Ideale, aber ein schönes Kolorit, eine herrliche Komposition der vielen Figuren, die in mancherley Stellungen, Handlungen und Gebärden sich zeigen. Unter diesen sind viele Porträts; so hat Tizian sich selbst, den Pordenone*, Karl den Fünften und Solyman den Großen dargestellt.

Tizian. Maria mit dem Kinde, das vor ihr auf dem Tische steht, unnachahmlich schön gemahlt, wenn die Mutter gleich nicht Guidoisch noch Dolcisch ist**. Tizian ist überall wegen seiner schönen Kinder berühmt.

Tizian. Maria, Joseph, Joachim und die beyden heiligen Kinder, von denen der älteste dem andern Erdbeeren reicht***. Ein herrliches Stück; die Kinder mögte man den Triumph der Kunst nennen.

Tizian. Danae, auf ihrem Polster hingestreckt. Der goldne Regen strömt herab und wird von einer Alten in ein Becken aufgefangen. Ein schönes wohl-lüftig ruhendes Weib, deren ganzes Wesen Fülle und deren Blick eine seelige Trunkenheit spricht. Der Zauber des Tizianischen Pinsels offenbart sich vorzüglich in diesem Stücke. Die Wiener vergleichen es so gern mit

* = Giovanni Antonio de Sacchi (venetianische Schule, 1483—1539). — A. schildert Tizians „großes Ecce homo“ von 1543; andere Beschauer haben andere Ähnlichkeiten herausgefunden, vgl. Engerth S. 345 f.

** Die „Zigeunermadonna“.

*** Die „Kirschenmadonna“. — Nicht Joachim, sondern Zacharias; vgl. Engerth a. a. D. S. 341.

seiner Venus in der Tribuna zu Florenz; aber diese Danae hat keine Idee davon, und wenn jene zwischen der Venus Pandemos und Urania in der Mitte steht, so fällt diese durchaus mit der ersten zusammen.

Giorgione. Dieser große Meister der Kraft und des Kolorits hat hier mehrere vorzügliche Arbeiten aufgestellt. Sein schönstes mögte ich zwey Soldaten nennen, deren einer den andern von hinten anfällt, und ihn scheint niederbohren zu wollen*.

Außer den nach den Schulen geordneten Gemälden giebt es noch ein letztes 7tes Zimmer, wo Stücke aus mehreren Schulen und auch solche, die man nicht zu klassificiren wußte, unter einander hängen.

Die Niederländer.

Sind in den Zimmern links vom Eingange in dem großen Saal. Es ist einem unmöglich, die meisten Gemälde dieser Schule, so schön und vollendet auch manches daran seyn mag, mit Wohlgefallen zu betrachten, wenn man einige Stunden zur rechten Hand unter den Italiänern verweilt hat. Sie haben allerdings auch große Meister, wie Rubens, Rembrandt, van Dyk, aber selbst bey den besten, sogar bey van Dyk, vermißt man die italiänische Zartheit und Grazie der Körper und Leidenschaften. Sie fassen meist nur die gröberen und stärkeren Züge der Leidenschaften, die freylich außerordentlichen Effekt machen, aber nicht die Stille und Mäßigung haben, noch sie geben können, wodurch die Kunst auf das Gefühl des Guten und

* „Der Bravo“; seither Giovanni Busi (gen. Cariani, † ca. 1547) zugesprochen.

Schönen vormals solche Wunder gethan haben soll, und, wie man behauptet, noch zuweilen thut. So wie es einem bey vielen der Venetianer auffällt, daß sie nicht die alles gewinnende und fesselnde Grazie haben, die aus den Idealen der Römer und Lombarden dem Auge sogleich entgegen springt und es fest auf sich heftet, kann man es sich hier gar nicht ableugnen, daß die meisten historischen Gegenstände, oder die auf irgend eine Weise höhere Kraft und Lieblichkeit athmen sollen, als die traurige Wirklichkeit zeigt, gewöhnlich verfehlt und zur gemeinen Natur herabgewürdigt sind. Das widerliche Gefühl, das sich dabey aufdringt, wenn man überall dabey fühlt, kann durch kein Kolorit und keine Macht des Pinsels wieder gut gemacht werden. Man sieht meistens bloß niederländische Natur. Aber bleiben sie bloß bey dieser niederländischen Natur, bey ihren Sitten und Lebensweisen, wollen sie nicht mehr, als diese, schildern, so sind sie meisterhaft, und drücken ihre lebendigen Originale treffend und mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit aus. Freylich wird ein Teniers und Mieris, so trefflich sie auch in ihrer Gattung sind, sich nicht mit einem historischen Mahler messen wollen. Auch diese Darstellungen sind gut. In Landschaften, Thier-Jagd- Blumen- und Seestücken haben die Niederländer außerordentlich viel geleistet; und darin gesteht man ihnen mit Freuden ihren Vorrang zu. Auch mit niederländischen und einigen teutschen Gemälden sind 7 Zimmer angefüllt, und zwey kleine Kabinette mit lauter kleinen Duodezstücken, fast alle in der ächt holländischen Manier. Das dritte, vierte und sechste Zimmer sind reich an herrlichen Rubens und van Dyk, zum Theil

aus niederländischen Kirchen und Klöstern genommen. Joseph hätte wohl gethan es mit allen so zu machen, die im jegigen Kriege den Louvre in Paris haben beziehen müssen.

Van Dyk. Simson und die Philister. Die Köpfe sind alle Porträts und voll individuellen Ausdrucks. Simson ist hier fast zu passiv von Ansehen, und Delila eine wohlbeleibte Hure.

Van Dyk. Die heilige Rosalia kniet vor der Madonna und dem Kinde, das ihr ein Kreuz reicht. Apostel stehn zur Seite des Thrones und ein Engel mit Rosen. Der Engel und Rosalia sind edle Gestalten, besonders die irdische. Zu einer solchen Heiligen mögte ein Keger auch wohl mal einige Stufen hinauf und herabtrutschen.

Van Dyk. Sankt Herrmann, Prämonstratenser, empfängt von der heiligen Mutter einen Ring, ein Engel steht bey ihr, und ein rüstiger Jüngling, van Dyk selbst, sieht von hinten her zu. Auch wenn man mich nicht mit der Nase darauf gestoßen hätte, würde dieses Gemählde sich sogleich als das erste der Vandykischen angekündigt haben. Es ist wirklich ein wunderbares Gefühl, das einen unwillkürlich ergreift bey all dem Vortrefflichen. Welch ein Charakter erhabner Menschheit in dem Heiligen! und wie himmlisch ist Mutter und Engel! Dieß Gemählde soll Rubens fast eifersüchtig auf seinen großen Schüler gemacht haben.

Rubens ist vielleicht nirgends so, als in Wien, in allen Gattungen zu sehen, worin er immer das Große und Originelle seines Geistes darlegt, wenn er gleich selten die zartere Grazie im Fliehen erhascht.

Ignaz von Loyola heilt die Besessenen und segnet die Kranken. Sowohl der Priester als die Rasenden, haben einen gewaltigen Ausdruck. Man möchte sagen, er sey zu stark. Denn nie hat Verrücktheit und Wuth rasender und treffender dargestellt werden können. In jedem Zuge entdeckt sich ein Riesengeist, der die Dinge bey ihren ersten und letzten Enden zu fassen weiß. Auch sonst rechnet man dieß große Gemählde wegen der Gruppierung und des Kolorits zu seinen besten Arbeiten. Seine Körper sind hier, wie fast überall, riesenmäßig und kolossalisch.

Xaver predigt und erweckt einen Todten. Eine Menge Zuschauer. Die Religion schwebt hoch oben. Wieder ein hoher Ausdruck der Leidenschaften auf den Gesichtern der erstaunten Menge. Da ist Rubens in seiner ganzen Glorie.

St. Ambrosius mit seinen Pfaffen vor dem Dom versagt dem Kaiser Theodosius wegen des thessalonischen Blutbades den Eingang in die Kirche. In diesem Heiligen ist ein großer majestätischer Charakter und das Kolorit trefflich. Viele erklären dieses Gemählde für das schönste in diesen reichen Zimmern.

Eine fröhliche Gartengesellschaft, worin Rubens mit seinem Weibe und seinen Freunden sich umtummelt, und wobey es Amorn und Genien giebt.

Das Venusfest, ein großes Figuren- und Lebensreiches Gemählde, das zu den schönsten seiner Hand gehört. Der Tempel der Göttin steht hoch am Hügel und ihre Bildsäule in Idaliums Hain, welcher Bacchanten in muntern Reigen zueilen. Kleine flatternde Genien hängen Blumen auf und Früchte oben in den Zweigen.

Amoretten schlingen einen Ring um die Säule, und Weihrauch wirbelt vom Altar, von einer frommen Priesterin angezündet. Faunen und Satyrn mit ihren Nymphen machen im Vordergrunde lüsterne Gruppen, und Amor tändelt mit einem kleinen Mägdlein im Grünen. Es ist die freundliche Stunde des sinkenden Tages und das Abendroth schimmert durch die Bäume. Das Ganze athmet Freude und Liebe, und hat eine unübertreffliche Lebendigkeit des Pinsels.

Angelika Kaufmann*. Thusnelda bringt dem Römersieger Hermann knieend einen Lorbeerkrantz. Andre Jungfrauen und andre Kränze. Krieger stehen im Hintergrunde, und ein Greis hebt seine Hände zu den Göttern empor.

A. Kaufmann. Aeneas, über Pallas in trauernder Stellung gebeugt, will den Helden mit einem Gewande bedecken, der in einem Rosenkorbe liegt. Trauernde Frauen weinen um ihn. Mir haben Angelikas Stücke in Kupferstichen besser gefallen. So lebhaft auch das Kolorit ist und so edel zum Theil die Ideen sind, so vermißt man doch das richtige Verhältniß und die anatomische Richtigkeit der Zeichnung. Man möchte sagen, man sehe es den Figuren an, daß ein sanftes Weib sie gemacht habe, so weich, so weiblich und ungezeichnet von Muskeln und Nerven sind die schlanken und überschlanken Körper.

Der Saal am Eingange.

Dieser enthält mehrere Portraits des habsburgischen und lothringischen Hauses. Hier sitzen wegen der

* recte Kauffmann. Wunderlicherweise hier unter die Niederländer gereiht.

Helle und Geräumigkeit gewöhnlich junge Künstler, welche zeichnen und mahlen, und die Bedienten stehen und gehen von hier, als ihrer Hauptwache, durch alle Säle. An Portraits sind hier:

- 1) Karl der 6te und seine Familie von Solimena* gemahlt.
- 2) Joseph der 2te neben ihm über dem Kamine von dem Wiener Anton von Maron**.
- 3) Erzherzog Leopold Wilhelm, den man als den Stifter dieser Sammlung ansehen kann, geharnischt und zu Pferde, von Johann von der Höcke***.
- 4) Maria Theresia über dem andern Kamin, auch von Anton von Maron.

Noch ist im zweyten Geschoß eine treffliche Sammlung, vorzüglich alter niederländischer und deutscher Gemählde, von Dürer, Kranach, Sandrart, von Eyß und andern, die ohne Ordnung zum Theil aufgehängt sind, zum Theil umherstehen und liegen, und die, geordnet, eine Sammlung machen würden, die sich der unteren nicht zu schämen hätte. Auch neuere Gemählde aus allen Schulen, so wie ältere italiänische, sind noch da, die nur die Einrichtung ihres Lokale und den Zuschuß einiger tausend Gulden erwarten, um die gehörige Verzierung und Einfassung zu erhalten. Jetzt ist freylich die Zeit des Eisens hier, und an dergleichen nicht zu denken.

Die Lichtensteinische Sammlung.

Diese schöne Gemähldefammlung, die in mancher Rücksicht selbst vor der kaiserlichen im Belvedere Vor-

* Francesco C. 1657—1747.

** 1733—1808.

* 1611—1651.

züge hat, befindet sich in dem lichtensteinischen Pallast bey den Schotten und der Böhmisch-ungrischen Kanzley. Sie ist vorzüglich von dem wackern Fürsten Wenzel* gestiftet, und alle Tage mit österreichischer Humanität, den Künstlern, die dort arbeiten, wie den Liebhabern, die schauen wollen, offen. Die Gemählde sind im dritten Stock in 12 schönen Sälen aufgestellt, denen es weder an fürstlicher Pracht, noch an himmlischem Lichte fehlt. Ich erwähne aus dem Reichthum nur einiges Weniges, und fange hinten mit dem großen Saale an, der auf die Gasse** sieht.

Marc Antonio Franceschini. Von diesem wackern Künstler sind hier mehrere Scenen aus der Geschichte Dianens gemahlt, und einige der Cypris und des Adonis. Seine Hauptstärke besteht in der Darstellung nackter Körper. Weil aber der alten Fürstin Wittwe***, der Mutter des jegigen Besitzers, hierin vieles anstößig war, so hat sie im frommen Eifer viele seiner Körper ganz oder zum Theil begewändern lassen, wodurch die Gemählde oft ihren meisten Werth verloren haben.

Guido Reni. Die Anbetung†, voll Kraft und Grazie des Pinsels. Es ist eine Wahrheit und ein Leben in den Köpfen, und eine Sanftheit und Grazie in der

* Vgl. S. 69. — Zu A.s Zeit gab es für die Liechtenstein-Galerie einen italienischen Katalog (von Santi, 1767) und einen auf diesem beruhenden französischen (1780); unser Gewährsmann hat anscheinend keinen von beiden benützt. — Viele Bilder erotischen Charakters sind seither aus der Galerie entfernt worden.

** Die jegige Liechtensteinstraße.

*** Leopoldine, geb. Gräfin Sternberg (1738—1809), Wittwe nach Fürst Franz Joseph († 1781).

† des Christkinds durch die Hirten.

heiligen Mutter und dem Himmelskinde, daß man sich daran gar nicht sättigen kann. Auch wegen des Kolorits und der Zeichnung pries es der große Bildhauer Canova⁺, der eben die Runde hier machte, als mein glücklicher Stern mich hieher führte.

Correggio. Venus und Amor. Es ist nicht Urania, nicht Anadyomene, sondern die schalkhafte, die mit ihrem Bübchen herumschäkert, und mit Sperlingen und Tauben tändelt, die reizende und schelmische Göttin der Huld und Anmuth, deren Stirn nie ein Wölkchen trübt, deren Auge nie eine Thräne benetzt, deren Wangen nie ein Aerger gebleicht hat. Ihr Auge flammt schalkhaft und siegreich umher, von welcher Seite man sie auch sehe, und eben so steht der kleine lose Schelm mit dem Bogen neben ihr. In welche Blut tauchte der Maler seinen Pinsel, um ihr dieß überirdische Feuer einzuhauchen, diese ewige Jugend und Freudensfülle, die sich in keiner Erdentochter offenbaren konnte?

Luca Giordano. Dieser Neapolitaner gefällt sich oft in ähnlichen Gegenständen, als sein Namensgenosse, der Niederländer Jordaens, in Bacchanalien und wilden Gelagen, ohne doch leicht in die ekelhafte Gemeinheit auszuarten, worin sich die Niederländer so oft behagen. In dieser Gattung sieht man in dieser Sammlung mehrere Stücke von ihm^{**}.

Carlo Maratti^{***}, ein Zögling der römischen

⁺ Begleitete damals den ehemaligen Senator Rezzonico auf einer Reise durch Deutschland.

^{**} U. meint wohl das Bild „Orpheus von Bacchantinnen angefallen“. — Giordano (Spigname Fa-presto) 1632—1705.

^{***} Maratti (Maratta) 1625—1713.

Schule, die sich auf ihn immer etwas zu gute thun kann. Eine Bathseba, eben aus dem Bade gestiegen, wie sie ihre schönen schwarzen Haare kämmt, welche die Schultern hinabrollen. Der ganze Körper hat viel Grazie, und Auge und Mund Anmuth und Ueberredung. Vor ihr stehen Dienerinnen, die das Gewand bereiten, und weit oben auf seinem Söller der gefährliche Sultan David.

Guido Reni. Die schlafende Venus. Dieses Gemählde gehört wieder zu den großen und ist eines der schönsten der ganzen Sammlung.

Turchi*. Drey schalkhafte braune Mädchen. Ich denke, es sollen die Grazien seyn. Immer sind es hübsche Dingerchen, wenn sie gleich die Idee dieser Huldinnen nicht erfüllen. Ihr Charakter ist Muthwille und Schelmerey. In eben diesem Charakter sind auch seine Venus und Amor, die freylich nichts Ueberirdisches und Göttliches, aber doch viel Liebliches und Reizendes an sich tragen.

Raphael. Eine heilige Familie**. Das Weib ist bewundernswürdig. Eine himmlische Anmuth und ruhige Größe spricht einem aus allen Zügen an. Man fühlt und sieht es, daß keine Erdgebohrne so erscheinen kann; daß diese Gestalt aus den höhern Regionen des Lichts und der Schönheit zu uns herabgekommen ist, um uns eine Idee von einer bessern Welt zu geben. Hier schämt man sich des Ausdrucks Mutter Gottes kaum. Das Göttliche kann wohl einen Gott gebähren; auch sind die Kinder werth von ihr gebohren zu seyn.

* Alessandro T. 1582—1648.

** Kopie der belle jardinière des Louvre.

Franceschini. Diana und Endymion, gehört zu den schönsten Werken Franceschinis, obgleich auch es durch die Bekleidung einiger Theile verloren hat. Es liegt ein reizender Jüngling da und scheint süß zu schwärmen oder zu träumen. Die Nymphen stehen lauschend umher, und freundlich, wie Luna, schwebt Diana über ihm, und haucht schon mit lüsternen Lippen an seinen wollüstig geschlossnen Mund.

Nolens volensque, eine schöne weibliche Gestalt, die sich schwach zu sträuben scheint, einen flammenden Blick auf ihren schönen Räuber geheftet, der über ihr stehend den letzten Theil der Decke, worauf sie ruht, ihr zu entreissen droht. Lebendiges Kolorit, Ungezwungenheit der Stellungen, Liebe und Lust aus allen Zügen schimmernd. Eine schöne kraftvolle Mannsgestalt und ein zartes Weib, dem ein andrer wohl die Decke abzuziehen, für eine der erlaßlichen Sünden hielt.

Guido. Eins der ersten Stücke dieses himmlischen Genius; dafür erklärte es der berühmte Venetianer*. Sehen Sie, rief er, die Zeichnung, die Ungezwungenheit der Stellungen, die Natürlichkeit der Gewänder und das Kolorit, worauf man freylich bey so einem Mahler zu merken vergißt. Wer hat feurige und trunkene Andacht, wer Feuereifer und Kraft in einen Alten je besser ausgedrückt? Der ganze Körper endlich, alle Züge und Muskeln scheinen der Natur abgestohlen, und der Engel, kann er an Leichtigkeit und Lüftigkeit der schwebenden Stellung, kann er an himmlischer Grazie, an Ausdruck von Seligkeit und Begeisterung der ganzen

* Canova (s. v.), Venetianer, übrigens nur im weitern Sinn; stammte aus Possagno bei Treviso.

Gestalt übertroffen werden? Das Gemählde ist nemlich St. Hieronymus, wie er ein offnes Buch vor sich liegen hat, und brünstig mit gefalteten Händen gen Himmel schaut; hinter ihm schwebt ein Engel, der selig ihn zu begeistern, oder zu belauschen scheint.

Antinous. Ein Abguß in brauner Bronze dieser berühmten Statue, die einmal im Besiß der Lichtensteinischen Familie war, und jetzt in Potsdam ist*.

Nicolas Poussin. Noahs Opfer, ein sehr schönes Gemählde. Viel Adel und Kraft in den Köpfen, eine schöne Zeichnung und Kolorit, und eine meisterhafte Stellung der einzelnen Figuren, alles mit ächt römischer Mäßigkeit und Nüchternheit.

Nicolas Poussin. Vier Kinder. Wenn man mir zwischen diesen beyden schönen Gemählten die Wahl ließe, so griffe ich doch nach diesem, so eine holde und ungezwungene Natur lächelt einem aus den zarten Wesen an, die hier noch unentwickelt im reinen Gefühle der Unschuld und Unbefangeneheit spielen. Poussin ist nächst Titian unter den Heroen der neuern Kunst wegen seiner schönen Kinder berühmt.

Leonardo da Vinci**. Christus sein Kreuz

* Während eines Aufenthaltes in Berlin 1735 hatte Fürst Joseph Wenzel Gelegenheit gefunden, sich dem von seinem Vater sehr karg dotierten Kronprinzen gefällig zu erweisen. Als König schickte Friedrich II. dem Fürsten die geborgte Summe samt den Interessen zurück. Der Fürst nahm nur das Kapital an. Nun sandte ihm der König mit einem schmeichelhaften Handschreiben ein kostbares Tafelservice, und der Fürst, welcher dem König nicht verpflichtet bleiben wollte, machte diesem eine Bronzestatue zum Gegenstand, eben den Antinous.

** Höchstens aus Leonardos Schule.

tragend. Man hält diesen Kopf für eines der Hauptstücke der Sammlung, so vorzüglich ist er durch den Glanz der Malererey, und durch die stille Größe und Majestät der Gedult und des Vertrauens, die lebendig aus allen seinen Zügen hervorspringt, und den Zuschauer mit Ehrfurcht und Erstaunen für zwey große Geister erfüllt, für den des Darstellers und den des Dargestellten.

Battoni*. Herkules auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Laster, ein Stück voll Kraft und Ausdruck. Das Laster sollte aber etwas schöner seyn, um ihm die Wahl schwer zu machen.

Carlo Dolce. Eine wunderschöne Madonna von diesem lieblichen Konterfeyer der Mutter Gottes, deren zarte Züge er mit einer Weichheit und Sanfttheit der Empfindung, und mit einer Süßigkeit der Freude und des Lebens ausgestattet hat, die unwiderstehlich den Blick hinreißen und die Seele bezaubern. Er hat vielleicht nicht das Hohe des Ideals eines Guido und Raphael, aber an stiller Demuth, an zartem Gehorsam und Ergebung der Weiblichkeit übertrifft er alle.

Robusti s. Tintoretto. Eine kraftvolle männliche Figur, die einen Fallenden herunter geworfen zu haben scheint, zieht eine schöne weibliche an dem weichen Gewande empor. Sie scheint sich gern ziehen zu lassen, und legt mit lüsterm ihm zugewandten Auge die eine Hand auf die Schulter des Bestemmtten**.

* Pompeo B. (Battoni) 1708—87.

** Die Kataloge von 1780 und 1886 verzeichnen kein Bild, auf das A.s Beschreibung passen würde.

Guido Reni. Noch eine schöne Magdalena und ein Kind, zwey liebliche Stücke, besonders das Kind.

Poussin. Eine Madonna mit Engeln, eine Scene aus der Flucht nach Aegypten, und die Heilung des Aussätzigen.

Rembrandt. Eine heilige Familie, ein Stück, das wunderbar interessiert, wegen der schönen Zeichnung und der Wahrheit in allen Zügen der Mutter und der Kinder. Ich konnte mein Gesicht nicht davon wenden, obgleich sie alle gar keine himmlisch schöne und idealische Wesen sind. Die Kindlichkeit und das frohe Lebensgefühl der Kinder und die Wonne der mütterlichen Liebe, die gleichsam in sich selbst still betrachtend versinkt, reizt unwiderstehlich hin*.

Seit dem sechsten Zimmer folgen Niederländer, von denen gilt, was ich eben bey Gelegenheit des Belvedere gesagt habe. Man findet vortreffliche Rubens, Vandyks, Crayers**, Rembrandts und Vanderwerfs***, so wie Jagd- und Thierstücke von Snayers†, Bachanalien von Jordaens; und andre herrliche Sachen von Wouvermann, Huysum††, Teniers zc.

Rubens. Er selbst mit seinen drey Frauen, die er mit dichterischer Lizenz sich hier zugleich angetraut hat. Ein treffliches Stück in Kolorit und Lebendigkeit.

* Desgleichen.

** Gaspar de Cr. 1582—1669.

*** Adriaen van der Werff 1659—1722.

† Pieter Sn. (1592—ca. 1667). — Wahrscheinlich aber verwechselt A. ihn mit Frans Snijders (1579—1657); von jenem besitzt die Galerie ein Schlachtenbild, von diesem mehrere „Jagd- und Thierstücke“.

†† Philips W. 1619—68. — Jan van S. 1682—1749.

Immer aber hätte er seine drey theuren Ehehälften, ohne ihnen die Aehnlichkeit zu nehmen, ein wenig idealisiren können. Es sind feiste, flamländische Schönen, und um so eher kann man sie als wahre Porträts ansehen. Ein großes Gemälde, etwas über Lebensgröße.

Brockhorst*. Vier schöne üppige Weiber, von denen die eine im Vordergrund ruhende die personifizierte Wohl lust heißen könnte. Die schönste und wirklich unflämische Figur ist die, welche leichtschwebend, mit einem Angesichte voll Lust und Leben das Tympanum schlägt, und dazu tanzt. Vielleicht sollen es Venus und die Grazien seyn; ist dies, so hätte er etwas höher fliegen sollen.

Hoeck**. Der Kindermord. Es ist ein starker Ausdruck, aber ein gräßlicher, der Wuth und des Entsetzens in dieser Arbeit, und eine bewundernswürdige Wirkung des Kolorits. Aber wie kann ein Mahler darauf verfallen, so etwas darstellen zu wollen? Mich dünkt immer, solche Gräßlichkeiten muß der Dichter schon sehr fein und behutsam schildern, der doch nur dem geistigen Auge schildert; wie vielmehr muß es der Mahler.

Rubens. Die Himmelfahrt. Hier bewundert man den Riesengeist des großen Künstlers, und seine Kraft der Charaktere und des Kolorits. Welch ein Leben, welches ein lebendiger Ausdruck der Verwunderung und des Erstaunens mahlt sich auf allen Gesichtern! welche bewundernswürdige Mannigfaltigkeit der Stellungen und Leidenschaften, und welche weise Haltung des

* Johann Boeckhorst (1605—1668). — U. hat sich unglaublicherweise erzählt; „Die fünf törichten Jungfrauen“.

** Identisch mit van der Hoecke, vgl. S. 133.

Ganzen zu Einem großen Eindruck! Einige sind halb zur Erde gebeugt vom heiligen Entsetzen, andre sehen verwundernd dem Schwebenden nach. Es ist zugleich ein Porträtstück, denn der Mahler selbst hat sich vorne, und seine letzte blonde und runde Schöne zur einen Seite angebracht. Ein großes Stück über Lebensmaaß.

Rubens. Die Grablegung, das wegen der Sanftheit und Stille des Schmerzes und der Ruhe, die gleichsam über alles ausgehaucht ist, unsre Aufmerksamkeit, und wegen der Größe der Charaktere unsre Bewunderung verdient*.

Van Dyk. Die Grablegung, in einem großen Stil, vortrefflich kolorirt und gezeichnet, rechnet man mit zu den besten Arbeiten dieses großen Mannes.

Rubens. Zwey herrliche Köpfe** voll Geniuskraft und Prometheusfeuer, so scheinen sie fortzueilen. Ein Studium für junge Künstler, die freylich ohne innern Schwung die Seele und die Nerven des Aufflugs nicht so haschen werden.

Van Dyk. Porträt einer Fürstin von Paris***. Ein bewundernswürdig schönes Weib. Man könnte es wohl ein Porträt der Cypris nennen. Es gilt hoch unter den Jüngern der göttlichen Kunst.

Crayer und Reynolds. Porträts dieser Meister †.

Rubens. Sieben †† Darstellungen aus dem Leben

* Kopie nach einem Gemälde des Caravaggio im Vatikan.

** Wohl „Liberius und Agrippina“?

*** Vielmehr der Antwerpner Patrizierin Marie Louise de Tassis.

† Das erstgenannte von van Dyk.

†† Vielmehr sechs. — A. beschreibt hier ungenau; keine der beiden geschilderten Szenen kommt in der Bilderfolge vor, wohl aber ähnliches.

des großen Decius Mus, von dem Anlegen des Kriegskleides, bis zum Wegtragen der traurigen Aschenreste in der Urne. Er zeigt sich hier wieder in der Größe und dem Ungeheuren seines Riesengeistes, der doch die Natur und das Leben so fest hält, daß man zittert, ihm aus Schwäche zuweilen Unrecht zu thun.

Den Stifter dieser Sammlung, den alten wackern Fürsten Wenzel Lichtenstein*, den Rath und Freund Marien Theresiens, kann man im sechsten oder siebenten Zimmer als Bruststück in Mosaik sehen.

Vergnügungen.

Hiemit ist vielleicht keine Stadt so reichlich versorgt, als Wien, und keine benutzt sie besser. Im Sommer sind täglich Spazierfahrten nach Schönbrunn, Laxenburg, Mariahilfing, Dornbach, dem Brühl, und allen jenen schönen Dörfern und Landhäusern und Schlössern, womit das herrliche Bergthal umgeben ist, in welchem die Riesenstadt liegt. Näher hat man den Prater und Augarten, deren Lust ich beschrieben habe. In der Stadt stehen die Kaffee- und Speisehäuser aufgethan, und die lustige Promenade und Abendgesellschaft auf der Burgbastei, und vier Schauspielhäuser und die Oper sind fast immer im Gange und reichlich besucht. Für die Liebhaber giebt es außer den großen Winterconcerten eine Menge Privatconcerte, so wie das der Dilettanten im Augarten während des Sommers, wo es nicht schwer hält, Eintritt zu bekommen. Der Nacht-

* Gründer der Galerie ist vielmehr Fürst Joh. Adam Andreas (1656—1712), doch wurde sie allerdings durch den Feldmarschall (vgl. S. 69) sehr bereichert.

musiken, Akademien, Gassationen*, Feuerwerke und anderer außerordentlicher Lustbarkeiten nicht einmal zu gedenken, die auch wohl mal so einfallen. So geht es im Frühling und Sommer, und jeder hat allerdings den Willen zu genießen, und die Orte und Arten des Vergnügens, bis auf die sonntäglichen Tanzplätze in Meidling** und in der Rossau, sind reichlich besetzt. Mit dem Winter erhalten nun Schauspiel und Oper erst recht ihren Glanz und ihre Zeit. Dann werden auch von Zeit zu Zeit die großen Musiken aufgeführt, die in Deutschland nach allgemeinem Urtheile in Wien noch immer einzig sind. Aber der Gipfel und die Blüthe aller Freuden beginnt mit dem Carneval, wo alles wild und lustig durch- und unter einander geht. Dann öffnet sich der prächtige Redutensaal, dieser Tummelplatz der Amoretten, und jeder kann an diesem glänzenden Vergnügen Theil nehmen, der die Ergögbarkeit und ein anständiges Kleid mitbringt. Ich bin leider so glücklich nicht gewesen, diese Zeit hier zu erleben, die die Wiener ihre goldne nennen, und die bey der Pracht und dem Luxus dieser reichen Stadt es wohl seyn kann. Alle indessen behaupten, daß es dann nur Einen Redutensaal gebe, der werth sey, besucht zu werden.

Die Musik.

Schon bey mehreren Gelegenheiten habe ich es erwähnt, daß das einzige, was der Wiener mit einigem Interesse liebt und übt, und worauf er sich selbst etwas einbildet, die himmlische Tonkunst ist. Der Geschmack ist

* = Serenaden.

** = Meidling (S. 46 richtig).

einmal herrschend, daß jedes junge Mädchen und jeder junge Mann, der auf Erziehung Anspruch machen will, Musik lernen muß. Wenn nun gleich nicht alle Anlage zu dieser Kunst haben, und wenige Meister aus diesen Jünglingen hervorgehn, so bekommen doch viele einige Kenntniß und Lust zur Kunst, und die andern thun, als sey es auch mit ihnen so, und das ist schon wirklicher Gewinnst für die Kunst. So können viele junge Künstler hier von Information leben und sich weiter ausbilden. Die zahlreichen Kirchenmusiken, die Orchester bei den Theatern, die Oper, und manche der Großen unterhalten auch eine große Anzahl, und viele der ersten Männer in der Komposition lebten und leben hier, die wieder ihre Schüler und Verehrer nach sich ziehen. Man braucht nur den einzigen Haydn zu nennen, den Esterhazyschen Kapellmeister, der tausend große Namen tief unter sich sieht; und außer ihm leben hier so viele andre verdiente Männer, Beethoven, Wranigky, Krommer, Kogeluch*. Aber auch die bloße Klasse der Dilettanten ist so groß, daß sie an jedem andern Orte, als Wien, eine Kapelle bilden würde. Diese geben gewöhnlich des Sommers wöchentlich einmal in dem großen Saal des Augartens Konzerte; und außerdem sind im Winter und Sommer ähnliche Konzerte und Akademien in Privathäusern. Auf den Theatern werden im Winter die großen Stücke von Haydn, seine sieben Worte und seine Schöpfung, und Stücke von andern Meistern gegeben; und von den

* B. seit 1792 in Wien. — Paul W. aus Mähren (1756 bis 1808), seit 1785 Hoftheaterkapellmeister. — Franz K., ebenfalls Mährer (1759—1831). — Leopold K. aus Böhmen (1753—1814), nach Mozarts Tod bis 1792 Hofkapellmeister und -kompositeur.

sämmtlichen Virtuosen, Komponisten und Professoren Musiken zum Besten der Wittwenkasse, die sie unter sich errichtet haben, und worin ein jeder mittelst eines gewissen Zuschusses eintreten kann. Ferner giebt es an einzelnen Lieblingstagen, z. B. am St. Annenabend, öffentliche Nachtmusiken und Gassationen, die immer wieder Feuer in die Herzen werfen, wenn sie anfangen sollten zu erkalten. Die Orchester der Theater und Oper haben doch auch ganz geschickte Direktoren, welche wieder junge Genies ausbilden helfen; und endlich die allgemeine Stimme des Publikums, die sich für diese Kunst erklärt, wie sollte sie nicht mehr thun, als alles Uebrige, sie, die eigentlich die lebendigste und wirksamste Pflegerin alles Guten und Schönen ist, wenn es einen rechten Schwung bekommen soll. So ist es denn Wahrheit, daß Musik hier das einzige ist, was recht kultivirt und verstanden wird, und was man an keinem Orte Deutschlands, und jetzt auch Italiens, so gut nicht findet. Ich habe es oben schon gesagt, in den Musiken des Augartens muß man die Schönen Wiens sehen, wenn sie gefallen sollen. Da sieht man Männer und Weiber ganz anders, als sonst. Ein süßes Gefühl röthet ihre Wangen — wenn sie nicht schon geschminkt sind — und funkelt von ihren Augen, und die Männer selbst wandeln lebendiger und geistiger einher. O holde Kunst, wärest du, was du seyn sollst, was könntest du nicht aus den Menschen machen? Ohne dich bleibt er ewig ein Barbar; nur wie deine Sprache ihm vernehmlich wird, nur wie er alles Schöne und Anmuthige des Lebens mit Kraft und Mäßigkeit zu fühlen und zu genießen weiß, nur so und in diesem Grade wird er ein

Mensch, und kömmt zum vollsten und reinsten Besiß auch seines sittlichen Vermögens in Eintracht mit dem Sinnlichen.

Als der verstorbene Fürst Esterhazy von Galantha* einmal auf den Einfall kam, seine ganze Kapelle außer Haydn abzudanken, und dieser große Künstler einen Wink davon bekam, so heckte er einen feinen Einfall aus. Er machte eine Symphonie, sehr vollständig mit allen Instrumenten besetzt, und hatte sogleich das ganze Orchester in Bewegung, aber er hatte es so eingerichtet, daß die Instrumente eines nach dem andern ausfielen. Nun ward diese, als der Fürst einer großen Gesellschaft zu Ehren seine Kapelle in Bewegung setzen ließ, aufgeführt. Die Spieler waren unterrichtet. So wie sie ausfielen, löschten sie ihr Licht, nahmen ihre Instrumente und Musikalien, und packten ein. Dies ging so fort, bis zuletzt nur noch ein Einziger spielte, das letzte Licht löschte und den letzten Stuhl wegschob. Der Fürst merkte die Satire, lächelte, und behielt die Kapelle ganz. — Haydn ist trotz seiner 70 Jahre ein muntreter und jovialischer Mann voll Witz und Einfälle. Er ist ein geborner Salzburger, wo sein Bruder Kapellmeister ist**. Gewöhnlich lebt er in Eisenstadt in Ungern; wenn er hier ist, zu Gumpendorf, wo er sein eignes Haus hat. Als Spieler auf dem Forte Piano ist er verlegen, und läßt sich selbst unter Freunden nicht gerne hören.

* Nikolaus Josef (1714—90) hielt seine Musiker 1772 besonders lange in Esterhaz fest und verweigerte ihnen Urlaub zu ihren in Eisenstadt lebenden Familien. Das war der Anlaß zu der Tondichtung Haydns und ihrer Aufführung. Pohl, Haydn 2: 56 ff.

** Haydn ist bekanntlich in Rohrau unfern Bruck a. L. geboren; 1760—90 Direktor der Esterhazyschen Hauskapelle. — Michael Haydn (1737—1806) Kapellmeister in Salzburg.

Mozart war nach der allgemeinen Stimme wohl das größte musikalische Genie des Jahrhunderts; aber sein ganzes Wesen war auch auf diese Eine Kunst beschränkt. Von nichts hat er sonst sprechen mögen, noch können, noch für irgend etwas in der Welt Interesse gehabt, als für Musik. Das Feuer seiner heftigen und ungebändigten Leidenschaften hat ihn früh ausgebrannt; er starb im 36sten Jahre. In Rom hat er das berühmte Oratorium des Pergolese, bloß nach dem Gehör, nach Einer Anhörung herausgebracht, dieses ungeheuer große Werk, was jeder Spieler schwören mußte, es nicht zu stehlen. Er hat es darauf mit vollständiger Musik aufgeführt; und als alles über Diebstahl und Verrath schrieb, erklärte er ihnen zum Erstaunen den Diebstahl, und gab seine Arbeit zurück*. Jetzt ist wahrscheinlich dieses glorreiche Werk Pergoleses, das man sonst nur, wie viele andre alle treffliche Musiken, in der quondam regina terrarum Roma hören konnte, nach Paris gewandert, wo es vielleicht eben so an seiner Stelle ist, wie vieles andre aus Italien Entführte. Der berühmte Kreuzer** aus Paris ist neulich hier gewesen, aus sagend, daß die Franzosen auch alle alte Musiken längst verstorbener Meister, die man sonst nur in Italien hören und studieren konnte, zusammengesucht und weggeführt haben. Wegen der Musik also darf fürs Erste wohl keiner zu dem Stiefel der Jungfrau Europa hinabsteigen.

Als Leopold Joseph einmal besuchte, wurden die

* Nichts von Pergolese, sondern das Miserere von Allegri hat Mozart 14jährig am Karfreitag 1770 notiert. Zahn, Mozart 1: 137 ff.

** Rodolphe Kreuger (1766—1831) aus Versailles, Violinvirtuose und Komponist.

beiden Helden der Kunst, Mozart und Clementi*, die auch als Spieler groß waren, geladen, und jeder mußte eine eigne Symphonie spielen und spielte sie brav. Darauf wurden die Noten gewechselt. Clementi exekutirte Mozarts Stück wacker. Mozart spielte Clementis Stück, das in E gesetzt war, aus H an. Clementi meinte, es sey ein Misgriff, und zitterte für ihn und für sein Stück. Aber Mozart setzte es sogleich im Kopfe um und spielte es ohne Anstoß bis zu Ende durch. Da fühlte Clementi seinen Sieger und gestand ihn ein.

Daß Mozart fremdes Verdienst zu schätzen wußte, bezeugt folgende Anekdote, die zu schön ist, als daß sie nicht wahr seyn sollte. Es ward ein Stück von Haydn aufgeführt, wo mehrere große Künstler zugegen waren. Ein Neider Haydns machte bey einem Geniesprung, sich zu Mozart wendend, die Anmerkung: das hätte ich nicht gewagt! Ich auch nicht, sagt Mozart. Jener denkt nach und ist über Mozart's Sinn verlegen, rückt wieder zu ihm und fragt: Aber warum hätten Sie es nicht gewagt? „Weil das nur einem Haydn einfallen konnte“.

* Weder Muzio Cl. (1752—1832), noch Mozart sagen in ihren Mittheilungen über den Abend (24. Dez. 1781) bei Kaiser Josef etwas von dem im Text erzählten Vorfall. Clementi spielte damals eine Sonate (nicht Symphonie), deren Thema (in B-Dur) Mozart 9 Jahre später (in Es-Dur) für die Ouverture der „Zauberflöte“ verwendete. Vielleicht ist dies die Wurzel obiger Anekdote, vielleicht, was Clementi von Mozarts Spiel an jenem Weihnachtsabend meldet: „Vorzugsweise überraschte mich ein Adagio und mehrere seiner extemporirten Variationen, wozu der Kaiser das Thema wählte, das wir, wechselseitig accompagnierend, variiren mußten.“ Vgl. Jahn 1: 724 ff., 2: 607 ff., Allgem. Musik-Ztg. 31: 467 ff., 34: 657 ff.

T h e a t e r.

Wie ich eben des Wiener Publikums in Rücksicht der Musik mit so vielem Vergnügen erwähnt habe, so sehe ich mich gezwungen, gleich hier eine Palinodie zu singen, und geradezu zu gestehen, daß sie wohl den Kasperl und die Heze seeligen Andenkens, aber kein ernsthafteres Spiel des freyen Geschmacks zu schmecken wissen. Doch ich will nicht vorgreifen, sondern schildern, wie es ist.

Das Nationaltheater.

Dieses sogenannte teutsche Nationaltheater, oder Hoftheater, wird vom Hofe besoldet, und steht unter der Direktion eines Baron von Braun, vielleicht jetzt auch etwas mit unter dem Einfluß des Theaterdichters Herrn von Kogebue, der freylich eine sehr misliche Lage in diesem doppelten Posten hat, da auch einige der Schauspieler muthige dramatische Dichter sind*. Dieser Herr von Braun, mit Zuziehung der Veteranen und angesehenener Mitglieder der Bühne, engagiert die neuen Mitglieder, die erst vor dem Publikum einige Proben durchlaufen müssen, um zu sehen, wie sie gefallen. Man pries mir diese Gesellschaft als die erste in Teutschland, und als der Berliner in jedem Stücke vorzuziehen. Ich muß aber gestehen, daß ich von einer ziemlichen Höhe der Erwartung herunter fiel. Es ist wahr, ich würde sehr Unrecht haben, nicht zu gestehen,

* Peter v. Braun hatte am 22. Juli 1794 die Direktion der Hoftheater übernommen und im Oktober 1797 Kogebue als Dramaturgen berufen.

daß sie oft vortrefflich spielen; aber oft sind sie auch unter aller Kritik, und zwar, wenn sie in Wien am meisten gefallen. Wenn sie in ernsthaften Rollen nicht die Sprache würgen, nicht auf Stelzen gehen, die Sentenzen, die gleich Schneeflocken aus dem Munde fliegen, nicht in einem Pathos reden, das selbst der gespanntesten Empfindung unnatürlich ist, so werden sich schwerlich Hände zum Klatschen erheben und Lippen zum Bravo öffnen. Alles, was recht fein, recht leicht und natürlich ist im Dialog, wie in der Sprache, gefällt doch nicht, wenn der Schauspieler es nicht einige Grade höher zu schrauben weiß. Aber Stücke, wie sie Herr Ziegler so leicht aus seinen Fingerspitzen schüttelt, die von moralischen Sentenzen und feinen Regeln strotzen, übrigens aber weder Leichtigkeit des Dialogs, noch Feinheit des Wises, oder Gewandtheit der Darstellung haben, solche Stücke, die ihnen alles so recht, wie warme Torten ins Maul streichen, verfehlen, hübsch weinerlich und erbärmlich gespielt, nie den Beyfall des großen Haufens, wenn auch einige wenige Vernünftige den Kopf schütteln. Ich will damit eben nicht sagen, daß die Wiener das Gute und Feine gar nicht fühlen, noch unterscheiden. O ja, sie ergreifen oft recht hübsch den feinen Wig des Dichters, die zarte Hand des Künstlers, wie das leichte und durchdachte Spiel des Schauspielers; aber was hilft das, wenn sie das Schlechte nicht eben so schnell ergreifen und bestrafen? Und das können sie nicht, sondern die goldne Mittelmäßigkeit bleibt in ihrem Besiz eben so ruhmvoll als das Schönste und Beste, und Herr Ziegler* ist klug genug mit einigen Aagen-

* S. unten S. 155.

buckeln dem Publikum zuzurufen: „bleibt mir nur der Beyfall meines verehrungswürdigen Publikums, so ist der Dichter und Schauspieler belohnt genug, und kann über alle andern Kritiken und Schmähungen lachen.“ Die Stücke und das Spiel dieses Mannes sind auch gleichsam das Echo des großen Haufens, der durchaus alles verzerren und überspannen will; der das Trommelfell seiner Ohren, wie die Fühlhörner des Herzens, durchaus mit Donnerwettern der Deklamation, und Kartätschenschüssen der Moral erschüttert und zermalmt wissen will. Die meisten Schauspieler, selbst die guten, die hieher kommen, lernen diese Stimmung des Publikums bald, und fallen aus dem leichtesten und ungezwungensten Spiele in ein affektirtes und gespanntes. Hierüber klagen die wenigen Einsichtsvollen genug, aber sie können nicht gegen den Strom. Dieses Nationaltheater wechselt mit der Oper, und spielt bald am Burg- bald am Kärnthertbor, wo die Bühnen ungefähr gleich sind. Unter den Veteranen, und ich sage, unter der ganzen Gesellschaft steht oben an der berühmte

Brockmann*, der jetzt anfängt zu altern, und die ernstern Rollen des mittleren Alters zu spielen. Dieser vortreffliche Schauspieler, der als Mensch eben so liebenstwürdig seyn soll, als er als Künstler ist, hat von der Natur einen männlichen und rüstigen Körper, ein schönes braves Gesicht, mit ein Paar funkelnden Augen, und ein treffliches Organ erhalten. Er spielt die reine Natur, und wenn die andern nur halbwege könnten,

* Joh. Franz Hieron. Br. aus Graz (1745—1812), seit 1771 am Burgtheater.

was dieser eine, sie würden Wunder thun. Immer sich gleich, rührt er eben so furchtbar in heroischen Rollen, als er in stilleren und sanfteren des häuslichen Lebens ergötzt. Ihm ist es sogar gegeben, daß er Pfüschereyen des Dichters durch sein Spiel verbessert und überkleidet, und Dinge gefällig machen kann, die, von einem andern gespielt, unerträglich seyn würden. Das Publikum schätzt ihn, doch die meisten sicher nur auf fremde Autorität, und er kann sich darauf nichts einbilden, wenn es diejenigen, die gerade seine Antipoden sind, mit eben solchem Beyfall aufmuntert, noch tiefere Wunden in die gesunde Natur und das reinere Gefühl hinein zu hauen.

Bergopzoomer⁺ hat vor 15 bis 20 Jahren, damals mit Brockmann zugleich, geglänzt, und ist nun zu den Rollen des zweiten Grades gesunken. Freuen muß es ihn doch, daß der pathetische, handschlagende und stolpernde Geschmack, der in seinen Glorietagen gegolten hat, auch bey den Kindern seiner Beyfallklatscher wieder aufzuleben anfängt.

Müller der Vater^{**} gehört ferner unter die besten Schauspieler dieser Gesellschaft, und verdient den Beyfall vollkommen, welchen er allgemein genießt. Er spielt ernste, wie launigte und frohherzige Alte mit einer unnachahmlichen Natur, und weiß durch einzelne Töne und Stellungen bis zu Thränen zu rühren, und ans Mark zu dringen, während die andern sich bängen und zerarbeiten, um die Leute fühlen zu machen, was sie

⁺ Joh. Bapt. (Bergobzoom, 1742—1804), seit 1774, allerdings mit einer großen Unterbrechung, Burgschauspieler.

^{**} Joh. Heinr. Friedr. M. aus Halberstadt (1738—1815), 1763—1801 am Burgtheater.

selbst nicht fühlen. Ich habe ihn den Alten in der Privatkomödie von Schröder* vorzüglich schön spielen sehen.

Herr Stephanie** gehört auch noch zu denen aus der alten Zeit, weil er seine Laufbahn zuerst in Wien begann, und zuerst durchgespielt hat. Man kann eben nicht sagen, daß er seine Rollen verdirbt, und durch Preziosität und Pretensionen dem Zuschauer unleidlich wird; aber er hat auch nichts, was ihn zu einem vorzüglichen Schauspieler macht, und wird es nicht übel nehmen, wenn er höchstens unter denen vom zweiten Range seine Stelle bekommt.

Zu den Lieblingen des Publikums gehören nun noch zwey junge Männer, Herr Lange und Klingmann, von denen ich durchaus einige Worte sagen muß, da sie, wenn man nach den ersten Schauspielern fragt, sogleich von den Wienern genannt werden. Klingmann*** hatte sich schon in Hamburg den Ruf eines guten Schauspielers erworben, und erfüllte auch die gute Meynung vollkommen, die man von ihm hatte, als er hier auftrat. Ein schöner Mann mittlern Wuchses, mit einer trefflichen Stimme. Aber so brav er auch meistens spielt, und so sehr er dann gefällt, so hat ihn doch der Geschmack des Publikums schon bestochen, und er fällt oft in eine so feyerliche Deklamation, schrenkelt oft so waghälsig und beimbrüchig einher, daß einem ganz übel

* „Das Portrait der Mutter oder die Privatkomödie“, Lustspiel in 4 Aufzügen von dem „großen“ Schr. (1744—1816).

** Gottlieb St. aus Breslau (1741—1800), seit 1769 an der Hofbühne. — Seinen älteren Bruder Christian Gottlob St. (1733 bis 1798) hat A. nicht mehr gesehen.

*** Philipp Kl. aus Berlin (1762—1842), seit 1791 am Burgtheater.

werden mögte, und so wird auch er leider endlich dahin kommen, daß er für die holde Sprache der Natur, Affektation, und für Gefühl, Wind und Luftstreiche zum Besten hat. Seine Rollen sind die ersten Liebhaber, Officiere und andre Jünglinge wackern Schlags. Herr Lange*, obgleich kein häßlicher Mann, hat weder sein Aeußeres, noch sein Organ. Ich habe ihn nie schlecht spielen sehen, das muß ich gestehen, aber er steht immer um einige Noten höher, als die Person, die er spielt, und selbst da, wo es einen dünkt, er habe die Natur ergriffen, ist endlich so ein kleines Aber, das nicht vollen Beyfall geben läßt. Mich dünkt, ich habe noch nie einen Naturton aus seiner Stimme gehört, und am wenigsten dann, wenn alle Hände auf dem Parterre und in den Logen sich zum Klatschen heben.

Herr Ziegler** ist zugleich ein fleißiger Schauspiel-dichter, der da immer mit vollem Ruhm bekränzt wird. Mir kömmt es wahrlich bisweilen vor, als thun die guten Wiener dies aus bloßer Gnade und Barmherzigkeit, weil sie wirklich, wenn sie es auch fühlen, daß einer falsch spielt, zu gutmütig sind, ihr Misfallen ihm laut merken zu lassen. Als Schauspieler ist er zuweilen in imponirenden Rollen recht gut, und hat lange nicht den erlernten Paßgängerschritt, den er als Dichter nun

* Josef L. aus Würzburg (1751—1831), 1790—1801 Mitglied der Hofbühne.

** Friedr. Wilh. Z. aus Braunschweig (1759—1824). „Seine dichterischen Produkte sind für die Bühne wichtiger als seine schauspielerischen Leistungen; er hat im Anschluß an alle möglichen Vorbilder ächte Schauspielerstücke geschrieben, reich an krasser Wirkung und gesuchtem Effekt“ (v. Weilen).

einmal beliebt findet, und worunter sich dem unerfahrenen und leicht getäuschten Augen manche Makel und Fehler so leicht verstecken lassen.

Herr Roose*, ein neuengagirter, den ich etwa vier Mal habe spielen sehen. Man scheint ihn für die lustigen Wildfänge und liebenswürdigen Impertinenten bestimmt zu haben, die er auch oft sehr gut ergreift. Wenigstens hat er noch seine natürliche Sprache am Leibe, und noch nichts von dem Hochtrabenden und Halsbrechenden, von dem zu wünschen ist, daß er es den Günstlingen des Publikums nie ablernen möge.

Von den Schauspielerinnen steht die berühmte Adamberger** im Ruf und Verdienste hier noch immer oben an. Sie spielt aber so selten, daß man sie für die Bühne wie eine Verstorbene ansehen muß. Ich wenigstens habe in einigen Monaten, die ich hier zubrachte, sie nicht auf dem Theater gesehen. Diese also abgerechnet, oder auch mitgerechnet, ist an guten Schauspielerinnen wahre Armuth. Freylich wüßte ich keine, die ganz Ausschuß wäre, aber das heißt doch immer wenig zum Lobe der Gesellschaft gesagt. Die Lieblingin des Publikums, welche die ersten Liebhaberinnen, edle Weiber, kurz alles in allem spielen muß, ist Madame Weisenthurn***. Sie hat mich selbst oft durch ihr vortreffliches Spiel bezaubert, und weiß oft so

* Friedr. R. aus Limburg a. L. (1767—1818), 1798 von Kogebue engagiert.

** Maria Anna A., geb. Jacquet (1752—1808), Mutter von Röckners Toni, Großmutter Alfreds v. Arneht.

*** Johanna Granul v. Weisenthurn aus Koblenz (1773—1847), fruchtbare Schriftstellerin, seit 1789 am Hoftheater.

unnachahmlich die feinen Züge der Natur und die leisen Striche des Gemüths aufzugreifen, so das beredteste Spiel der Bewegung darzustellen, daß man glauben sollte, sie studiere mit einem Meister ihre Rollen ein, oder die Meisterin Natur habe sie zu einer vorzüglichen Spielerin bestimmt. Dies Letzte ist denn wohl der Fall, und man muß es wirklich bedauern, daß die Kunst nicht mehr Antheil an ihrem Spiele hat. Denn sie wird dagegen auch oft wieder so nachlässig, so unausstehlich süßlich und affektirt, so wackelnd mit dem Kopfe und um sich fahrend mit den Händen, daß einem bange werden kann, und man keinesweges das Weib wieder erkennt, das uns den vorigen Abend entzückt hat. — Aber eine Acquisition machte die Bühne während meines Aufenthaltes in Wien, wozu man ihr Glück wünschen muß, eine Mamsell Stollmers*, die in Lievland und Preußen ihre Proben gemacht hat. Es ist ein junges 18jähriges Mädchen, ein kleines drelles Ding, ohne Wuchs und auch von Bildung gar nicht hübsch, aber doch weiß sie in ihrer Gattung immer zu gefallen. Ihr Antheil sind die naiven und unschuldigen Mägdlein, die

* U. war hier Prophet. Madame (nicht Mamsell) Sophie Stollmers (geb. Bürger) aus Paderborn ist die nachmals gefeierte Tragödin Sophie Schröder (1781—1868). Sie debütierte während U.s Anwesenheit in Wien am 8. August 1798 als Margaretha in Zfflands „Hagestolzen“. Die weiter unten erwähnten Stücke sind „Margot oder das Misverständnis“ (1793) von Friedrich Eberh. Rambach (1767—1826), der sein Sujet aus U. M. v. Thümmels „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ nahm, und Kogebues, in Ungarn spielende Novität „Die Corsen“, in denen das Gärtnermädchen Röschen eine dankbare Rolle hat. — Sophiens erster Gatte St. hieß eigentlich Smets.

sie vorzüglich trifft. Ich werde mich ihrer lange erinnern, als Margot, in dem kleinen Stücke nach Thümmel, und als Gärtnermädchen in den Korfen in Ungern von Kogebue. Ihre Sprache, ihr Anstand, selbst ihre Kleidung bleibt so sehr als möglich der Natur getreu. Die Wiener fühlen dies recht gut und geben ihr einen ungetheilten Beyfall.

Man sieht aus allem diesem recht gut, daß es dem Theater nicht an vorzüglichen Subjekten, wohl aber an einem leitenden und lenkenden Geist fehlt, der alles immer im rechten Takt erhält, der sich freylich so leicht aus der zarten Mitte der Musen und Grazien verirrt. Es fehlt hier ein Mann, wie weiland Schröder, oder Jfland; oder wenn er auch unter ihnen wäre, so fehlt ihm die Auktorität. Das Publikum ist freylich noch immer an den meisten Orten ein Kind, das geleitet werden muß; ein Glück, wenn sich solche Leiter finden. Hier ist es offenbar auf dem falschesten Wege, und wer ihm irgend positiven Geschmack beylegt, der erzeigt ihm eine unverdiente Ehre. Es fühlt einzelne Schönheiten, das habe ich mehr als einmal gesagt, es erhascht oft feine Züge in den Stücken, wie in ihrer Darstellung, sehr gut; aber was soll man hievon denken, wenn man sieht, wie es das verschrobenste Spiel beklatscht und dem alltäglichsten Gewäsch seine Ohren und sein Zwergefell zum Besten giebt. Kogebue sing an, kleine Kritiken in die Wiener Zeitung einzurücken; es hätte doch seinen Nutzen haben können; aber man hatte ihm das zum Verbrechen gemacht, und so ist es unterblieben*. Viele behaupten,

* Der neuengagierte Sekretär Kogebue sollte nach einem Lieblingsplan Brauns ein kritisches Journal der Wiener Hoftheater, etwa nach Art von Lessings Hamburgischer Dramaturgie,

das Theater, wie alles andre, habe seit 10 Jahren unendlich verloren. Das begreift sich. Der menschliche Geist hat nur Eine Kette. Sobald einige Glieder zerbrochen, oder nur verbogen werden, so geräth er ins Wackeln und sein richtiger Zeiger lernt auf falsche Zeichen deuten.

Vorstädtische Theater.

Das Schikanedersche, nächst dem Hoftheater das erste, ist auf den Wieden in der vorthheilhaftesten Gegend einer großen Volksmenge, nahe am Glacis, und also auch für die Städter nicht zu entfernt. Es ist in der großen Stahrembergischen Freyung, einem Bau, worin allein viele tausend Menschen wohnen. Das Theater ist recht hübsch und gewöhnlich auch reichlich besetzt. Sein Direktor, Herr Schikaneder*, ist ein unermüdlicher Opern-

natürlich aber viel populärer, herausgeben. Ein solches ward denn auch (7. März 1798) angekündigt, erschien aber nie. „Wiener Zeitung“ vom 25. April: „Der uneigennütige Zweck des angekündigten Wiener Theater Journals war Beförderung des Guten; da aber die Direktion sowohl als der Herausgeber durch eine Menge anonymer Briefe überzeugt worden sind, daß die Wirkung einer solchen Schrift der guten Absicht nicht entsprechen möchte, daß sie vielmehr statt des gehofften Nutzens nur zum literarischen Kampfplatz dienen und eine Quelle manchen Verdrußes für den Herausgeber werden würde, so hat die Direktion beschlossen, ihren Plan aufzugeben. Wien 23. April 1798. A. v. Kogebue.“ Indes brachte nunmehr die (amtliche) „Wiener Zeitung“ wenigstens vom 4. bis 18. August auffehenerregende, anonyme Kritiken aus Kogebues Feder über die Aufführungen vom 1.—15. August. Vgl. A. v. Weilen, Die Theater Wiens II, 1: 110 f., 130.

* Emanuel Sch. aus Regensburg (1751—1812, vgl. die Monographie E. v. Komorzynskis 1901), 1785—86 Mitglied des Nationaltheaters, 1789 nach längerer Wanderzeit wieder in Wien,

fabrikant, und sein schöpferisches Genie und seine Erfindungskraft haben ihm durch ganz Teutschland einen berühmten Namen gemacht, das er jährlich mit neuen Arbeiten aus seiner Fabrik beschenkt. Er hat das Glück gehabt, durch Mozart gehoben zu werden, und hält sich auch jetzt noch immer ganz leidliche Komponisten an der Hand. Hätte er gespart, er müßte ein reicher Mann seyn; so aber steht er unter der Vormundschaft seiner Gläubiger, die ihm ein Gewisses austwerfen und die Truppe bezahlen, deren Direktor er noch immer ist. Man kann ihm wirklich das Verdienst eines thätigen Mannes nicht absprechen, der immer durch frische und aufgewürzte, oder doch etwas anders bereitete Speise die Leute anzulocken weiß. Er fröhnt geradezu seinem Publikum, und haut durch allen Geschmack und alle Sitten durch, wenn er nur weiß, daß sein Stück wienerisch ist. Es ist unglaublich, welche Zoten man für Wig und Albernheit verkauft, aber grade faßlich für das liebe Publikum, das recht bequem alles mit den Zähnen fassen muß, was ihm behagen soll. Tolle Ritterschauspiele, travestirte Hamlets*, und wie das tolle Zeug heißt, das diese Vorstädter Theaterdirektoren mit ihren Theaterdichtern aushecken — alles geht hier reißend ab, und das spielt man auch am besten. Sind sie aber mal so unglücklich, wirklich ein gutes Stück zu wählen, so gähnt

Mitdirektor des Theaters im Freihause (vgl. oben S. 82), hier 1791 Uraufführung der „Zauberflöte“); 1801 (13. Juni) Eröffnung des jetzt noch bestehenden Theaters „an der Wien“ (fälschlich „auf der Wieden“), dessen Direktion Sch. bis 1806 führte.

* „Der tr. H. Eine Burleske in deutschen Knittelreimen“ (1798) von Karl Ludwig v. Giesecke (recte Megler, 1761—1833).

Das Publikum, nicht bloß, weil es dergleichen überhaupt nicht schmecken kann, sondern auch, weil die Spieler diesem nicht gewachsen sind; denn diese haben sich aus der schönen und edlen Natur so herabgespielt, wie man gemein und närrisch wird, wenn man immer mit dem Pöbel, oder Verrückten umgeht. Das Orchester ist sehr gut, und für die Oper hat er ganz brave Leute. Ich habe dieselben Opern zum Theil hier und auf dem Nationaltheater gesehen, und muß gestehen, daß mir Schikaneder oft eben so sehr genügte. Er spielt selbst zuweilen mit, mit seinem dicklichen und bäuchigen Körper, und machte Zoten und Schweinereyen, wofür er nur zu gewöhnlich beklatscht wird. Er hat nun auch den zweyten Theil seiner Zauberflöte herausgegeben, von Winter komponirt, ungeheures Geschmier, was aber von den Wienern vergöttert wird, und die Leute beynahe bey jeder Vorstellung einander auf die Köpfe stellt*. Es ist als wenn ihnen bey seiner Heze von Papagenos der Himmel aufgeht, und ihn selbst als den jungen Papageno, der den Liebhaber machen muß, können sie nicht genug beschreyen und beklatschen.

Das Leopoldstädter Theater wird von Marinelli** dirigirt und ist der Sitz des Kasperle, der noch immer in Ehren und Würden ist, und den die Wiener selbst auf dem Nationaltheater noch gern sehen. Herr

* „Das Labirint oder der Kampf mit den Elementen“ (Urauff. 12. Juni 1798), Musik von Peter v. Winter aus Mannheim (1755–1825).

** Karl Edler v. M. aus Wien (1744–1803). Das Privilegium seiner Bühne, an deren Stelle heute das Cartheater steht, erhielt M. 1781 von Kaiser Josef II.

Marinelli ist durch diesen Kasperl reich geworden und befindet sich ganz wohl dabey, ihn nicht aus der Mode kommen zu lassen. Er lebt noch immer, der alte berühmte Kasperl, la Roche*, und spielt seine Rollen wirklich allerliebft, so daß man ihn einige Male mit Vergnügen sieht, besonders aber um der Freude willen, die man an dem ganzen Publikum hat, welches sympathetisch, alle kasperlische Falten seines Gemüthes in einem entzückten Gesichte entdeckt, und durch witzige Bemerkungen, Nachempfindungen und Nachgespräche, oder durch ein lautes Klatschen sie offenbart. Aber öfter ist es auch gar nicht auszuhalten, und es ist mir der sicherste Beweis für den Wiener Geschmack, daß die Bühne immer voll ist, und nicht bloß vom Pöbel, sondern von Herren und Damen aus den besten Ständen. Auch seine Opern hat Herr Marinelli, und an Wenzel Müller** einen allzeitfertigen Komponisten. Diese sind meistens nach dem Kasperle modificirt, und die übrigen Stücke, die ohne ihn eines großen Reizes entbehren würden, lenken alle diesen Weg ein. Jedes dieser vorstädtischen Theater hat seinen wohlgerüsteten Dichter, der aus einem Ritterroman drey, vier Machstücker producirt, die dann als erster, zweyter, dritter Theil nach einander hier gespielt werden: ja fast jeder Schauspieler dieser Bühne würde es für eine Schande halten, wenn er nicht in 8 Tagen so ein Stück Arbeit fertigen könnte. Da sind Parodien,

* Johann Laroché (?—1807). Nach seiner ständigen Rolle hieß das Leopoldstädter Theater im Volksmund lange „Kasperltheater“; kein Fremder ließ diese Wiener Spezialität unbefucht.

** Aus Mähren (1767—1835), seit 1786 Kapellmeister bei Marinelli.

komische Trauerspiele, Gespenster- und Geistergeschichten und was die tolle Zeit nur irgend tolles und abentheuerliches ausheckt, und die Herren Hensler, Perinett, Giesecke, Schikaneder* sind in Wien berühmte Namen.

Das Josephstädter Theater** endlich, das letzte in der Ordnung und Celebrität, ist unter aller Kritik. Die andern haben doch noch einen Schatten von Kunst, und bilden sich selbst noch was darauf ein; aber hier fehlt selbst unter den Spielern das Vertrauen, und sie bescheiden sich gern, ihre Obscurität zur Schau zu tragen, und mit den erbärmlichsten Jämmerlichkeiten ihre Nacktheit einzugestehen. Die andern wagen sich doch noch zuweilen an was Gutes, aber diese spielen immer ihre eigne Fabrik fort, und haben doch ihr Publikum, wovon sie subsistiren können. O ihr Teutschen, was für Speise könnt ihr ertragen? Ein französischer, oder italiänischer Bauer würde sich solcher Possen, nicht Possen, sondern solches hölzernen Wortstapels schämen, und ex tempore das erste Mal besser spielen. Dieses Josephstädter Theater könnte man auch das Theater der Dilettanten nennen. Es soll nehmlich oft der Fall seyn, daß der Unternehmer in der Verlegenheit um eine Person irgend eine hübsche Kammerjungfer, einen gewandten Markförr und Lakaien für einen Abend dingt, die die ersten erotischen Rollen spielen müssen. Von einigen

* Karl Friedrich Hensler (1759—1825). — Joach. Perinett (1765—1816), Verfasser der weiter unten erwähnten Singspiele „Die Schwestern aus Prag“ (1794, nach Philipp Hafner) und „Das lustige Beylager“ (1797). — Giesecke und Schikaneder vgl. S. 159 f.

** Oktober 1788 durch den Schauspieler Karl Mayer eröffnet; gelangte erst nach 1820 zu einiger Bedeutung.

meiner Bekannten weiß ich, daß sie aus Scherz wohl mal aufgetreten sind, um recht tolles Zeug und eine Komödie in der Komödie zu spielen. Denn wer Lust hat, kann gar leicht zu einer Probe, auch wohl mit einer kleinen Gratifikation, hier ankommen.

Auch das Leopoldstädter Theater ist recht hübsch in der Praterstraße, von welchem es nicht weit entfernt ist*. Die Hauptstücke hier sind das lustige Beylager und die Schwestern aus Prag, worin der berühmte La Roche seine Hauptstärke hat. — Diese Theater sind besonders die Rendezvous und Tummelplätze der Huren, die man hier aus allen Klassen und nach allen Rubriken des Alters und der Preise sehen kann. Dies lockt dann eine Menge alter und junger Lecker her, auch Fürsten und Grafen nicht selten, die auf die Witterung ausgehen. Diese Sachen werden dann während des Stückes betrieben, und man hat die Lust, wenn es munter geht, ein Paar nach dem andern abfliegen zu sehen, wie dieß denn durch Worte, Winke, oder Gesandtschaften in Ordnung gebracht wird. Oft auch giebt es lustige Prelereyen und Foppereyen, die den Neutralen ergözen, und so hat man doch nie umsonst seinen halben Gulden ausgegeben, wenn man nur ein bißchen Gehirn und Lust sich zu freuen, mitbringt. Aber auch ohne diese Geschäfte kommen hier besternte und bebänderte Männer und Damen mit 136 Ahnen in Menge her, um sich an Kasperles und Schikaneders feurigen Opern zu ergözen, wenn man ihnen in Wien selbst die Sachen zu ernst-

* „welchem“ bezieht sich auf „Prater“; übrigens fällt dieser Satz sowie der folgende (in ¹ und ² gleichlautend) ganz aus dem Zusammenhang.

haft oder gar einmal zu wigig einrichtet. Hier lachen sie sich doch einmal aus ganzer Seele aus, und schütteln das innere Räderwerk mal recht wieder in seine Fugen. Und was soll ich es nicht gestehen, auch mich hat der Kasperle ergötzt, mehr durch seine Wirkung auf die Zuschauer, als auf mich. So sah ich oft mit unsäglichem Jubel für mich eine Komödie aus Albernheiten entspringen, und können denn nicht mehrere seyn, die auch über das zweyte Schauspiel im Schauspiel sich lustig machen wollen? Es wäre schlimm, wenn dieß nicht wäre.

Die Oper.

Ich habe oben schon bey mehreren Gelegenheiten geäußert, daß die Neigung, wie der Geschmack für die Musik das einzige sey, was man bey den Wienern herrschend nennen könne, und es läßt sich also wohl erwarten, daß die Oper sich besonders ihres Beyfalls und eines richtenden und lenkenden Urtheils zu erfreuen haben werde. Beyfall hat sie freylich genug, ich will aber darum noch nicht behaupten, daß ein leitender Geschmack des Publikums da sey. Es fällt einem auch hier wieder ein, daß der Wiener aus bloßer Gutmüthigkeit vieles nicht fallen lassen und zurückweisen mag, von dem Kenntniß und Gefühl ihm sagt, daß es äußerst mittelmäßig sey. Es ist wahr, er kennt seine besten Stücke, wie die besten Spieler, aber, wie er leicht ergögbar ist, nimmt er mit mittelmäßigem Spiel und Komposition vorlieb, und es müßte etwas ungeheuer Elendes seyn, was unbeklatscht von dannen ginge. Die Operisten spielen, wie ich oben schon erwähnt habe, mit dem deutschen

Theater wechselnd, bald am Kärnthner-, bald am Burgthor. Sie bestehen aus Italiänern und Teutschen, doch behaupten die italiänischen Spieler meistens den Ober-rang, so wie auch gewöhnlich italiänische Opern gegeben werden. Man weiß, was eine Oper als Kunstwerk des Dichters gewöhnlich sagen will, da mögten sich die beyden Nationen nicht viel vorzuwerfen haben, und Schikaneders Ungeheuer mit den neuern komischen Opern der Italiäner immer siegreich in die Schranken treten können. Die Opera buffa ist eine Menschenwelt, wie sie nirgends unterm Monde existirt hat, und gehört mit den Puppen- und Marionettenspielern in eine Klasse, nur daß diese oft noch ergöglicher sind. Ich weiß nicht, warum die Narren nicht, wie die Franzosen in ihren kleinen Stücken, die bey den Italiänern und im Theatre de Vaudeville* gegeben werden, der naiven und gewöhnlichen Natur des gemeinen Lebens näher treten. Aber dazu gehört Salz und Wig; Albernheiten und frostige Poffen finden doch ihre Liebhaber, die nichts weiter, als Lärm und Gepolter im Handeln und Reden, verlangen. Hier muß alles in Kleidung, in Sitten, ja in der Sprache selbst, um einige Jahrhunderte zurück seyn. Die Meisten finden das ganz belustigend, und die tollen Sprünge und Streiche, wie man sie nie im Leben sieht, dünken sie nicht unnatürlich, vielleicht weil sie nicht teutsch sind. Wenn man aber auf die lebendige Darstellung auch selbst der bessern Stücke, auf Leichtigkeit und Gewandheit sieht, so erkennt man den Italiäner leicht vor dem Teutschen. Wie die Oper ein Kind seines heitern

* Das Théâtre des Italiens in Paris, das Th. de V. ebenda. Beide kannte A. aus eigener Anschauung, Reise² 4: 254 f., 274 ff.

und lustigen Himmels ist, so scheint er selbst auch dafür gemacht, und bewegt sich mit aller der Possierlichkeit und Laune darin, die dieses launenhafte Geschöpf selbst zu fordern scheint. Man sollte denken, das Beyspiel könne wirken, aber die Teutschen, die hier mitspielen, sind steife Stöcke, und nehmen sich wie Gliederpuppen und Stelzentreter aus, besonders wenn alles flink und toll unter einander gehen soll.

Der berühmteste Spieler der italischen Nation war diesen Sommer der Kastrat *Marchesi*, der bisher in Italien, in mehr als 29 Jahren, sich ein großes Vermögen gesammelt, und für diesen Sommer in Wien engagiert hatte. Er ist über 40 Jahre alt und hat bey einer großen Höhe eine bewundernswürdige Tiefe des Gesangs, und sein Talent ist um so außerordentlicher, weil er erst im 18. Jahre sich hat entmannen lassen. Zugleich ist er so wohl gebaut, so schlank und jugendlich an Körper und Miene, so leicht und zugleich so lebhaft und feurig in seinem Spiele, daß man ihn durchaus vortrefflich finden muß, sobald man Eines vergißt. Er hat mich mehr als einmal fühlen lassen, daß alle Musik, alle Melodie nichts ist gegen die Gewalt der menschlichen Stimme, die wie ein flammender Pfeil zum Herzen dringt.

Angriani ist der Held der komischen Oper und zugleich ein guter Sänger. Das Publikum hat ihn einmal in Schutz genommen, und er darf sich alles erlauben, und thut es oft nur zu sehr. So leicht, so natürlich und wie auf dem Theater gebohren er sich zeigt, so ein Hanswurst wird er oft, und erniedrigt sich zu Possen, die nur Kinder ergözen können, und oft noch

zu schlimmeren Zoten, die ein gesittetes Publikum durchaus verbieten müßte.

Ein Gegenstück zu ihm ist C i p r i a n i, der freylich nicht ganz sein komisches Talent, aber doch immer viel Gefälliges hat, und im Guten, wie im Schlimmen, ihm ehrlich nachstrebt. Aber auch so wie die beyden Männer sind, ziehe ich sie der teutschen Vocksartigkeit bey weitem vor.

Die T o m e o n i* ist die erste Operistin, ein kleines drolligtes und niedliches Wesen, das in einer heitern Laune der Natur gemacht seyn muß. Sie bleibt, wie es Weiber leichter thun, in den Linien der Sitten und Schicklichkeit, und gefällt immer gleich sehr, sie mag nun in ernsteren Rollen ihren Schalk verstecken, oder in muntern alle ihre natürliche Drolligkeit und Naivetät aufbieten. Sie ist ganz auf dem Theater zu Hause und bringt gewiß nie das Bewußtseyn mit, als sey sie auf einem ungewöhnlichen Boden, welches den Teutschen fast nie verläßt. So darf sich Madam W i l m a n n** vor keiner schämen im Gesange; aber wo ist das freye Spiel und das natürliche Herrscherleben des Genies!

Unter den Teutschen ist noch Herr S i m o n i ein guter Sänger; aber man muß ihn bloß hören, denn stolpernder und stelzenfüßiger, als seine Aktion, läßt sich kaum etwas denken. Herr V o o s ist ein guter Bassist und spielt grade weg. Aber eine Tochter hat er, ein

* Nach Wallaschek, Das k. k. Hofoperntheater (1909), S. 28°, gehörten der Bühne 1795 eine Mme Irene Tomeoni-Dutilleu und eine Mlle Tomeoni an. A. meint die erstgenannte.

** Magdalena Willmann (in ¹ richtig) aus Bonn (1768—1802), von Beethoven vergeblich umworben, 1799 verehelichte Galvani.

junges feines Mädchen von 16 Jahren, die durch Leichtigkeit, Figur und Gesang viel verspricht. Sie gehört noch nicht zum Theater, und hat erst einige Mal in der Hochzeit des Sigaro den Pagen gespielt, und allgemeinen Beyfall mit von der Bühne genommen.

Was diese Oper indessen Vorzügliches hat, beruht doch meistens auf der guten Besetzung des Orchesters. Der Geschmack des Publikums hat auf die Wahl der Stücke und ihre Ausführung nur zu vielen Einfluß, und dieser, so wie die Sparsamkeit und Einschränkung vielleicht, welche die Zeit nothwendig machen, ist wohl Schuld, daß man fast nie die Arbeiten der Gluck und Salieri, selten einige Mozartsche, sondern meistens die leichtere und magere Kost der Opera buffa findet, die durch die ewige Platttheit und Einerleyheit, die dem Geist nicht größeres giebt, endlich ermattet und ausleert.

Das Ballet.

Man behandelt dieses an den meisten Orten wie eine Nebensache, so eine kleine Augenbelustigung, einen Tanz, der etwas besser ist, als der gewöhnliche, und damit ist man zufrieden, weil man nicht mehr erwartete, noch forderte. Man will nur Leichtigkeit und Stärke des menschlichen Körpers sehen, und sieht selbst diese nicht einmal. Daß aber diesem Menschenkörper in der bloßen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit seiner Bewegungen die beredteste und verständlichste Sprache gegeben sey; daß in dem Rhythmus und Schwung seiner Glieder, in der Kraft und Gewandtheit des Leibes eine der schönsten Künste verborgen liege, wie viele können dieß ahnden, und wie viele empfinden diese Kunst, selbst

wo der Tanz, wie man ihn gewöhnlich nennt, zu ihr sich erhebt? Nur wer eine Seele mitbringt, faßt die Seele; das Fleisch sieht nur das Fleisch, ihm schimmert durch die Hülle die schöne Psyche nicht durch, die sie belebt. Man kann wohl mit Recht sagen, daß das Ballet in Wien sich zur Kunst erhoben habe, und den vorzüglichsten Beyfall verdiene, den es genießt. Vignano* und sein noch größeres Weib (wie alle behaupten, die beyde als Künstler gesehen haben) gaben dieser schönen Unterhaltung, die vor ihnen auch hier noch in ihrer Kindheit war, einen höhern Rang, und erwarben sich einen Ruhm und eine Bewunderung ohne Gränzen. Wohin sie nur kamen, flogen ihnen alle Herzen entgegen, und alle empfanden zum ersten Mal etwas, das ihnen vorher kein Tänzer hätte abgewinnen können. Madam Vignano ist leider, ich weiß nicht, durch welches Mißgeschick, durch Kabale, oder durch eigne Schuld aus Wien entfernt. Ihr Mann ist noch immer die erste Zierde des Ballets, obgleich er viel verloren hat bey dem launischen und unverständigen Publikum, das immer nach den neuen und seltsamen Dingen hascht, und die ruhige Stille und den heitern Himmel der Kunst nicht lange ertragen kann. Zwar weiß er ihnen auch jetzt noch durch die Wahrheit und Natur seines Spiels, durch die tiefe Empfindung und Seele, die er auszudrücken weiß, und, was wollen sie es läugnen? durch seinen schönen Körper oft lauten und ungestümen Beyfall zu

* Salvatore V. aus Neapel (1769—1821) und seine Frau Josefa Maria, geb Mayer, aus Wien. V. war 1793—98 und 1803—06 Ballettmeister des Wiener Hoftheaters, er und seine Frau machten in Stil und Kostüm des Tanzes Epoche.

entlocken, aber doch kann er es bey mehrern Gelegenheiten sehen, daß sie seinen ganzen Werth nicht schätzen, noch in den Geist seines Spiels eindringen können. Davon habe ich den sichersten Beweis gehabt bey der Ankunft eines Engländers du Quesnel. Dieser Mann trug schon seinen Ruhm, wie ein Panier, vor sich her, und alles war gespannt, als er erschien. Man sah einen der schönsten und kraftvollsten Körper, die die Natur nur aus der Fülle ihres unerschöpflichen Lebens hervorbringen kann, und dieser Körper begleitet mit einem kühnen Angesichte, einem flammenden Auge und mit der Geschwindigkeit und Kraft, die Uebungen, von Jugend auf fortgesetzt, natürlich geben müssen. Er könnte mit diesen Vorzügen kühn auftreten, auch als ein mittelmäßiger Künstler, und die meisten Bühnen Europens, und selbst die guten Wiener würden ihn nicht ohne Beyfall entlassen. Offenbar hat er mehr Stärke und Nerven des Körpers, als Bigano, mehr Schnelligkeit und Kühnheit in seinen Bewegungen, mehr große und gewaltige Stellungen; man möchte ihn ein kolossales Genie nennen, das wild und durchfahrend, wie die Natur, eben so oft erschreckt, als entzückt. Er ist der Sturm, der mit den Wipfeln der Tannen hinfährt, jener der Zephyr, der über Blumen hüpfet. Seine Bewegungen waren oft zu eckigt und hart, seine Gliederanstrengungen oft so sichtbar, daß es einem war, als wolle er Hände und Arme von sich schleudern, und wie ein Schmetterling aus seiner Haut fahren. Wenn man ihn also mit Bigano als Künstler vergleicht, wenn man das Wesen der Kunst in der Vereinigung aller menschlichen Gefühle zu stiller Mäßigung und Wonne setzt; wenn sie nur in

sofern den Namen der Kunst verdient, als sie ein schönes Ganzes ist, und das Gemüth zu einem großen Gefühle zu sammeln weiß, so wird man nicht lange zweifeln, wem von beyden der Preis gebühre. Die Wiener indessen vergaßen über diesem neuen Wunder das alte ganz, und ihr Vigano däuchte ihnen nur ein Pupperl.

Unter den Tänzerinnen steht die Casentini* bey weitem oben an, ein Mädchen, nicht schön aber schlank und geschmeidig von Körper und mehr noch von Seele. Sie entzückt durch tiefe Empfindung, durch Zärtlichkeit und Lebenskraft, wenn man ihre Gesellinnen nur springen sieht. Sie und Vigano zusammen, und Himmel und Erde, und sich selbst kann man über ihnen vergessen. Doch wer kann beschreiben, was nur gesehen werden muß, um an das Gefühl zu kommen? wer kann die Seele vom Körper trennen, diese zarte Blume unsers Dornstrauchs, die so wenige Augen sahen, auch wo sie sich zeigt, und die nur in glücklichen Stunden wie ein Traum verschwindet und erscheint, selbst den Kindern, die an Sonntagen der Schöpfung gemacht und gebohren sind. Es ist nur Eine Stimme, daß sie die Vigano beynaher ersetze, und das will viel sagen, wenn man bedenkt, daß jene viel schöner ist.

Die zweyte nach ihr und im leichten Scherz vielleicht ihre erste ist die Venturini, ein kleines muntres und sylfenartiges Dingelchen, die sie, möchte man sagen, als Tänzerin übertrifft, aber nicht die Höhe und Tiefe ihres Spiels erreicht. Wo aber Kraft und Leichtigkeit, Kühnheit und Schnelle der Bewegungen und Stellungen, wo ein muntres und flatterndes Spiel, wo

* An der Hofoper 1796—1801, 1803—05.

Geniestreiche seyn sollen, da muß man sie sehen und sie wird entzücken. Ich sage damit nicht, daß sie nicht auch in ernstern Scenen, wo höheres Gefühl, wo die Quaal und Wonne der Liebe und der süße Kampf der Zärtlichkeit geschildert werden sollen, an ihrem Plage sey. Man würde sie vortrefflich finden, wenn die Casentini nicht verwöhnt hätte.

Was nun von diesen Helden und Heldinnen der Kunst gilt, das muß ich auch von den Spielern des zweyten und dritten Ranges sagen. Jeder füllt als ein würdiges Glied seinen Platz aus, und würde auf andern Bühnen glänzen. Auch die Springer und Springerinnen sind vorzüglich, obgleich man ihrer hier vergißt, wo man bloße körperliche Stärke und Kühnheit und Gewalt seines Baues* nur als eine Nebensache bewundert.

Die Huren.

Es giebt in Wien keine Bordelle, wie in Berlin, und Aerzte beschuldigen die Polizer überall, daß sie in Rücksicht dieser Geschichten für das Wohl ihrer Mitbürger viel zu nachlässig sey, und meynen, es sey weit ratsamer, solches unabänderliche Ding unter besserer Aufsicht gleichsam zu privilegiren, als so ganz die Augen zuzuthun, um nicht sehen zu wollen, was ein jeder sehen kann. Ich finde dieß auch ganz vernünftig, wenn die Sitten einmal dahin gekommen sind, daß die Sache selbst nichts Schändliches mehr ist, und jeder es bey nahe frey und öffentlich thut und gesteht, und wem alles**

* = des Körperbaues.

** So ¹ und ²; vielleicht: „und man allein . . .“ oder: „und wenn alles . . .?“

bloß noch an der Art, es zu thun, sich stößt. Die Moralität, die nichts mehr ist, kann durch so eine Einrichtung auch nichts verlieren, und die Gesundheit mancher Mitbürger gewinnt vielleicht dabey. Jetzt treibt jede Hure ihr Werk, wie sie kann, ganz auf ihre eigne Hand, und man findet freylich von allen Klassen, unter den äußersten Dachböden, wie im untersten Erdgeschoß, während die bessern in schön möblirten Zimmern im dritten, vierten Stock ganz nett wohnen und ihre Besuche annehmen. Es giebt zwar einige vornehme und berühmte hier, aber doch keine einzige, die rechtes Aufsehen machte, wie sie in Paris und London so häufig sind. Wenige werden bey der Art, ihr Gewerbe zu treiben, reich, wo ihnen nicht ein Großer ins Netz fällt, wovon man einige Beispiele erzählt. Die meisten haben so ihr tägliches Brod, während noch ein wenig Reiz da ist, und steigen oder sinken dann unter die Dächer und in die Keller, und von da —

Man hört hier von keinen gefährlichen Geschichten mit diesen Kreaturen, wie sie unter den schlaueren Völkern Europens so alltäglich sind; sondern der ehrliche und schlichte teutsche Karakter behauptet sich selbst in der Ausartung, und dies ist wohl die Ursache, warum so wenige von ihnen auf einen grünen Zweig kommen, welches wahrlich vielen nicht fehlen könnte, wenn sie so viel List und Schlaueit zu dem Gewerbe brächten, als sie Reiz und Schönheit haben. Man sieht sie übrigens überall auf allen öffentlichen Plätzen, auf den Promenaden, in den Schauspielen und sie geben an Eleganz und Feinheit den Besten nichts nach, so wie sie viele durch Schönheit und Niedlichkeit beschämen. In den

Sommermonaten ist ihr Schlachtfeld, wo sie ihre siegreichen Waffen ausbreiten, gar häufig die Burgbastei, wo beständig alle regenlose Abende Musik und matte Erleuchtung ist, und die lüsterne und muntre Jugend mit den verführerischen Gelüsten der Halbnacht im Herzen sich herumtummelt, oder auch eigentlich gleich etwas aufzusuchen kam. Da sitzt und schäkert und flüstert und spaziert alles vergessen und vergessend unter einander, und nicht bloß bey diesen armen Geschöpfen, sondern bey zwey und drey Helmbüschen kann der Lustige und Kühne sein Glück machen. Man erkennt sie übrigens überall leicht, selbst der Fremde, wenn er nur einmal die Art gesehen hat. Fast immer ist es eine sichere Regel, die selten in Verlegenheit bringt, wo Eine mit einer gewissen Freyheit allein, oder höchstens in Gesellschaft einer andern unter einen ganzen Haufen Menschen geht, da mache dich dran, wann dich der losen Speise gelüstet. Wie beredt übrigens Winke, eine aufgehobne Hand, ein plötzliches Stillstehen, ein Pst! sind, das habe ich tausendmal mit Vergnügen gesehen. Wenn man vollends Gelegenheit hat auf der Bastei, oder im Parterre bei einer zu sitzen, so hat man das Ganze gleich weg. Leider sind die armen Dinger eben so dumm, als unverschämt, und das ist eben ihr Unglück, sonst würden sie dieses Geschäft, wie es nun einmal ist, mehr methodice treiben. Man sage so einem Thierchen nur einen unschuldigen Scherz, so schlägt sie gleich mit der Plumpkeule drein, oder mit einem: „Sie sind sehr schlimm, Sie sehen frommer aus, als Sie sind,“ eine kleine Aufforderung, daß man bey ihr immer schlimm und gottlos seyn darf. Nein, auch die schönen und braven Wienerinnen sind nicht zu Huren

gemacht, und thäten besser, sie überließen die ganze Geschichte schlaueren und geschlechteren Weibern.

Das Militär.

Ich will und darf mich hier auf nichts weiter einlassen, als auf die äußere Erscheinung, und das Innere dem Kenner überlassen, der tief in die Geheimnisse der Taktik eingedrungen ist, und Vergleichen unter den berühmten Kriegsheeren Europens anstellen kann. Ich schildre die Dinge bloß, wie sie erscheinen, greife allenfalls die nächsten Verhältnisse und Ursachen auf, die so nahe liegen, daß man darüber stolpern muß, das andre lasse ich gut seyn, und jeden sehen, was er sehen mag. Der österreichische Soldat gehört gewiß zu den schönsten und bravsten Leuten von der Welt, und ich fordre einen jeden auf, mir im preußischen und französischen Heere schönere Regimenter zu zeigen, als die Tausende ausmachen, die ich diesen Sommer täglich habe exerciren sehen. Sie haben nicht allein eine brave Miene, sondern sind auch brav, und besser montirt und verpflegt, als die meisten andern Heere; und selbst ihre Feinde legen ihnen das Zeugniß tapferer Krieger bey. Ja, wenn man nach den Körpern schließen sollte, so erstaunte man, wenn man sie mit den Franzosen vergleicht, welche sie doch besiegt haben. Aber freylich ist es was Besseres, als der Körper, was Heere siegreich macht, und dieses Bessere, dieser Geist fehlt, soviel ich bemerkt habe, in der ganzen österreichischen Armee; er fehlt grade da, wo er ausgehen sollte, bei den Officieren. Da ist kein

Gemeingeist, kein Ehrgefühl, das auf einen Punkt ausläuft und das Ganze zusammenhält*. Oesterreich hat das Unglück gehabt, seit Jahrhunderten keinen Regenten zu haben, der Soldat war: selbst Joseph hatte vom Kriegstalente kein Uederchen. Nur einzelne große Männer gaben dem österreichischen Heere auf einige Zeit einen Schwung, der aber sogleich mit ihnen wieder hin war. Wie ganz anders ist dieß im Preußischen, wo der alte Geist des Muthes und der alte Ruhm von Vater auf Sohn erbt. Da genießt das Militär der ersten Achtung, weil der Regent immer der erste General ist. Diese Achtung sollte es allenthalben haben, weil der Soldat nächst den Bauern der zweyte Stand ist, und weil nur die Ehre ihn fähig macht, seine Pflichten gegen Vaterland und Regenten würdig und tapfer zu erfüllen. Da genießt der kleinste Subalternofficier, ja der Gemeine selbst mehr Auszeichnung, als im Oesterreichischen die Ersten. Wenn dieses gleich den preußischen Officier zuweilen etwas feck und hochfahrend macht, so ist das ein kleiner Uebelstand, der in den meisten Ländern so ist. Hier aber scheint man den Officier mit zu den Untersten zu rechnen, und jeder Bube, der mit ihm gleich bezahlen kann, genießt allenthalben gleicher Ehre mit ihm. Auch im preußischen Dienste giebt es mehr arme, als reiche Officiere, aber wer würde darum seiner Ehre was vergeben? wer würde nicht nett und feck, wie der reichste erscheinen müssen? Hier gehen sie zum Theil wie die Schuhpußer einher, ja so lumpig und schlotterig, daß es eine Schande ist. Kein Markör, kein Träger macht

* Man braucht von A.s überstrengem Verdikt nur an den Feldzug von 1809 zu appellieren.

ihnen Platz, oder räumt ihnen einen kleinen Vorzug ein, und sie selbst scheinen diese Behandlung auch nicht zu fühlen. Freylich wäre es fein, wenn die Officiere in allen Ländern sich nicht ein ungebührendes Oberrecht und Vorrecht vor allen Ständen herausnähmen, sondern im Bewußtseyn ihres großen Berufes gern mit den übrigen Bürgern auf gleichen Fuß ständen, und bescheiden und still wären, wie ein anderer. Dieß sind die Oesterreicher wirklich, aber sie sind auch nichts von dem, was sie seyn sollen; da ist kein Anstand, keine Kühnheit und Freyheit der Person, die so wohl steht, kein Bestreben, durch die äußere Erscheinung Eindruck zu machen, was doch durchaus bey dem Soldaten seyn muß; kein Gefühl für das Unschickliche, wie ein gemeiner Schlucker einherzugehen. Der Soldat muß nett und zierlich seyn, wenn auch das Glockenspiel seines Magens und seines Geldbeutels hohler als das jüngste Gericht erklingt. Auch das Point d'Honneur fehlt ganz, und sie gehen mit einander eben so gemein um, als sie von andern behandelt werden. Und doch, wie die Dinge nun einmal sind, ist dieses durchaus nothwendig, und man gebe dafür einmal was besseres. Der Soldat muß glauben, jedes faule Wort, ja jeder Verdacht schon beslecke ihn, weil bey ihm ja alles auf die Person ankömmt. Ich muß es aufrichtig sagen, die Unterofficiere gefallen mir weit besser. Sie halten sich nach Verhältniß viel netter, als ihre Officiere und sind in der Regel gebildeter, als man es hier erwarten sollte. Ich will keineswegs die Preußen in Schutz nehmen, die wieder zu hölzern und steif sind, aber als bessere Soldaten erscheinen sie wirklich, und genießen auch bey ihren Untergebenen und im ganzen Saate einer

größern Achtung. Im Preussischen ist jeder gemeine Soldat schon eine geehrte Person und muß es seyn; hier steht er unter dem untersten Pöbel. Wo bleibt der Heroismus und Enthusiasmus bey 5, 6 Kreuzern täglich? So behandelt man seine Krieger im Lande, in der Hauptstadt selbst, und entrüstet sich dann noch, wenn sie auswärts verachtet werden, und wundert sich, wenn sie ohne Ehre aus dem Felde heim kommen. Sonst ist der österreichische Officier gewiß eben so gebildet, und ich möchte sagen, nach Verhältniß mehr, als der preussische, und es sind hier, wie in den Provinzen, Kadettenhäuser für alle Zweige der Kriegskunst, woraus doch immer einige gute Köpfe hervorgehen. Die Polizey und Oekonomie der Armeen rühmt man übrigens außerordentlich. Die Seele dieser Einrichtungen war Lascy* und jetzt Mack**, der freylich auch das Taktische sehr dirigirt, ein Mann, dem das schon zur Empfehlung dient, von einem Gemeinen sich so hoch aufgedient zu haben. Jetzt ist es im Werke, eine neue Montur einzuführen, die mir ganz zweckmäßig scheint, nemlich lange graue Jacken mit ungrischen Hosen, um so für Leichtigkeit und Bequemlichkeit zugleich zu sorgen. Im Felde tadelt man das viele Gepäck, das die Officiere schleppen, das die Märsche außerordentlich erschwert, und die Oesterreicher gegen die leichten Franzosen zu einer persischen Eunuchenarmee macht. Ich habe einen alten verwundeten Officier das Ding sehr gut aus einandersetzen

* Vgl. S. 21.

** Karl Freiherr v. M. (1752—1828) kommandierte noch im selben Jahr 1798 das neapolitanische Heer gegen die Franzosen; sein Name ist mit der Katastrophe von Ulm (1805) verbunden.

hören. Unsrer Armee, sprach er, verliert fast täglich einen halben Marsch gegen die Franzosen, deren Gemeine doch mit den unsrigen dieselbe Last tragen. Aber welche Arbeit, ehe wir in Bewegung kommen! Der französische Officier geht allenfalls selbst zu Fuß mit und trägt sein Bündel, wenn es seyn muß. Bey uns hat jede Kompagnie einen ganzen Schwanz von Wagen, die bloß das Gepäck der Officiere schleppen, welche, wenn es möglich wäre, noch gern einen warmen Ofen und einen Lehnstuhl mitführten, um so recht bequem dem Feinde unter die Augen zu treten. Was giebt das für Muth bey dem Gemeinen, und wie lernt er selbst von seiner Pflicht denken, wenn er eine Vergleichung zwischen sich und seinem Officier anstellt? Daher, und weil unsrer Officiere im Treffen nicht mit voran sind, daher geht es oft so unbegreiflich zu, wenn man sonst denken mögte, unsrer gewaltigen Soldaten müßten mit dem Bajonnet gegen Riesen stehen können.

Die Menschen.

Die Oesterreicher im Durchschnitt, nicht allein die Wiener, gehören sicher zu den schönsten Menschen, die es in Teutschland giebt, wie ihre Provinz eine der reichsten und fruchtbarsten ist. Man mag in die niedrigste Hütte des Landmanns, oder in die Palläste der Großen treten, überall findet man große rüstige Körper mit starker Brust und Schultern, und schönen Beinen. Ihre Miene ist brav, und verräth viel Ehrlichkeit und Zutrauen, und ihre

Wangen sind so schön mit Fleisch und Blut gemischt, als man sie sich nur denken kann. Dieser Wuchs ist fast allgemein, und erhält sich sogar bey den niedrigeren Handwerken, wovon manche sonst die Körper so sehr zerkrüppeln. So sieht man das Aeußere, und freut sich; aber beobachtet man näher, dringt man etwas tiefer ein, so hat man es auch gleich weg, daß diesen schönen Automaten das Leben fehlt, und sie nur zu sehr mit Unbehülfflichkeit und Ungeschmeidigkeit gepaart sind; man hat es gleich weg, daß Gemächlichkeit und Sorglosigkeit ein Hauptzug im Charakter dieser guten Menschen sind, und daß alles, was eine große Anstrengung erfordert, was Aufopferungen ihrer gewöhnlichen Freuden und Vergnügungen nothwendig macht, und den harmlosen Kreis ihres heitern Lebens verrückt, nicht ihre Sache ist. Sie sind gefällig, dienstfertig, höflich, ja sogar munter, aber alles nur bis auf einen gewissen Punkt, über den sie nicht hinausgehen. Der Wiener will gut essen und trinken, will auch wohl lachen, ein öffentliches Spiel sehen, aber alles ohne Mühe. Er kauft die Freude nicht gern durch ein Kopfbrechen, oder einen Schweiß, wenn sie auch zehnmal süßer dadurch würde. Man will dies erst nicht glauben, wenn die Menschen, diese wohlgebildeten schönen Menschen, vor einem erscheinen mit einem so muntern und lebensfrohen Blick, und mit dem Lächeln der Freude, wie man sie in wenig Städten findet. Aber man lebe einige Monate unter ihnen, un sie werden einem ebenso langweilig, als man ihnen wegen ihrer Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit zugethan seyn muß. Da ist auch gar keine herrschende Leidenschaft, keine vorstehende Neigung zu irgend etwas,

kein lebendiges Interesse, was den Menschen sonst aller Orten zu etwas zieht, und eben dadurch ihn andern genießbar macht. Man sieht selten Extreme, weder im Guten, noch im Bösen, und selbst das Vergnügen und Wohlleben, das der Wiener so sehr liebt, kann ihn nicht in Schwung bringen. Sie essen viel und gut, sie trinken gern, aber fast nie betrinkt sich einer. Sie lieben Schauspiel und Musik, aber es giebt wenige Kenner, noch weniger Enthusiasten, obgleich man bey der Musik eine Ausnahme machen muß. Fast täglich müssen sie ihr Vergnügen haben, und Festtage zu versäumen ohne ein Wohlleben würden sie für eine der größten Sünden halten. Dies alles gönnt ihnen wahrlich keiner mehr als ich, und es freut mich, daß sie es haben können. Aber man sollte denken, daß so vieles Reiben untereinander endlich einige Funken aus dem kalten Stein heraus schlagen würde, aber vergebens. Sie sitzen und wandeln neben einander, wie die kraftlosen Schattengestalten der Unterwelt; der Teufel nein, beleibt und kräftig genug von Ansehen sind sie — ich wollte nur sagen, stumm und unbeweglich, und genießen der köstlichsten Gaben des Himmels und der Erde, und der heitern Luft und schönen Gesellschaft, die um sie her strudelt, oder sitzt. So sieht man den Wiener im Prater, so in den Kaffeehäusern, so im Schauspiel. Auch sprechen sie genug, aber gar eben und von gar ebenen Dingen, wie vom Wetter, von der gestrigen Unterhaltung, wo die Hendel am besten, wo der Obers am fettsten, wo der Stief und Donaukarpfen am delikatesten waren, und wo heute oder morgen, oder künftigen Sonntag der beste Tanzplatz und Unterhaltung aufgethan werden wird. Dieß ist so

eigen, daß Unterhaltung bey einem Wiener nichts anders heißt, als gut essen und trinken, und allenfalls einen Tanz machen, oder einem Schauspiel und Feuerwerke zusehen. Daß zwey oder drey Menschen dieses alles im Kern haben, und darüber diese Freuden alle vergessen können, das kömmt ihnen nicht in den Sinn. Man kann auf ein Kaffeehaus gehen, wo mehr als hundert Menschen beisammen sind, und ich bin ein Schelm, wenn man sich vor Langerweile zu lassen weiß, es sey denn, daß Zeitungen zu lesen sind, oder irgend eine närrische Gestalt durch ihr Aeußeres ergötzt. Da ist nie ein allgemeines Gespräch, nie eine laute Stimme, sondern alles sauset und flüstert unter sich, oder döht von so alltäglichen Dingen, daß man in zwey, drey Malen den Kreis ihrer gewöhnlichen Unterhaltungen durchgemacht hat. Wagen sie sich vollends einmal über diesen Kreis hinaus, so hat man meistens ungewaschenes Zeug, aber die Lust hat man selten. Ein Wunder ist es, wenn sie einmal warm werden über Dinge, worüber an andern Orten die unberufensten selbst in Enthusiasmus gerathen. Ich habe oft darüber gedacht, wie dies alles doch so seyn kann, und bin auf manche Dinge gefallen; unter andern auch auf die oben erwähnte Polizey. Es ist unmöglich, daß kraftvolle und schöne Menschen in dem reichsten Lande, unter dem schönsten Himmel, in der Fülle der Vergnügungen und des Lebens solche Stöcke seyn könnten, wenn nicht eine Wiege wäre, die sie in der zartesten Kindheit närrisch wiegte und so fort; wenn nicht eine Augenverkleisterung und Stirnbebretterung vorgenommen würde, die sie so weit nur sehen und laufen läßt, als man grade will. Hier wäre der Ort, etwas

darüber zu sagen, in wie fern eine Regierung, und wie weit sie berechtigt sey, in das Gebiet des Geistes einzugreifen, und diesem Feuerelement ihr erkaltendes und löschendes Wasser zuzugießen. Es ist ungezweifelt, daß sie den Wiener so im Gängelband führt, daß er das Bewußtseyn seiner Kraft verliert, und endlich nicht mehr ahndet, daß der Mensch bessere Angelegenheiten habe, als essen und trinken und sich schlafen legen. Die Gespenster, die der religiöse und politische Aberglauben allenthalben sehen, haben dieses künstliche Werk erzeugt. Der Wiener weiß nur zu gut, daß es gefährlich ist, über gewisse Dinge nur zu denken, geschweige denn zu sprechen, und so hält er das Maul, aber eben diese Maulsperre macht ihn endlich zu dem, was er ist, und sein Geist verliert alle Gewandtheit und zugleich alle Lust, sich zu tummeln. Für seinen Leib und seine übrige Freuden findet er durch eben diese Polizey gut gesorgt, findet sich endlich zufrieden, und lebt so ganz harmlos und glücklich in dem Wahn, daß er der klügste und glücklichste sey, und Wien die Königin aller Städte des Erdbodens. Denn davon ist der Wiener überzeugt, daß es keinen bessern Ort gebe in der Welt, als das schöne Wien, und das süperbe Wien, und welche Schmeichelnamen er ihm sonst noch alle giebt. Ich will darüber nicht streiten; Wien ist immer eine der schönsten und lustigsten Orte, die ich gesehen habe, ich werde seine Bewohner und ihn selbst immer rühmen. Aber was würde Wien seyn, wenn zu allen seinen Vorzügen noch Geistesfreiheit und Freiheit des Geschmacks hinzukäme, die doch den Menschen erst zum Menschen machen?

Dieses fade und Geschmacklose der Unterhaltung,

dieses Nichtbewußtseyn des Edelsten, was im Menschen lebt und wirkt, fällt nun bey keinem Geschöpfe der großen Kaiserstadt mehr auf, als bey den Jünglingen, die die Feinen und Eleganten machen. Freylich sind diese an den meisten Orten sehr leichte und arme Kreaturen, aber sie haben doch eine gewisse quecksilbrige Gewandheit, eine gewisse Geläufigkeit des Körpers und der Zunge, die der Jugend wohl steht. Aber der Wiener, schön und wohlgebaut, wie er immer seyn mag, ist doch der ärgste und traurigste Bock, den man sehen kann, besonders wenn er in dem neuen Geschmack des englischen Ernstes, oder richtiger, der englischen Plumpheit auftritt und mit steifem Schritt und großem Auge die Leute anstarrt. Denn ein bedeutungsloses Thier wird dies nie mehr, als wenn es was bedeuten will. Da ist nichts von der Reckheit und Freyheit, nichts selbst von der liebenswürdigen Impertinenz, die jungen Leuten so leicht verziehen wird, nichts von dem Aufsprudeln und Ausschlagen, was man anderswo sieht. So gehen sie durch die Jahre der Zier in die der Ruhe über, und werden endlich gute ehrliche Bürger, aber selten feine und gebildete, oder nur für das Feine und Bildende sich interessirende Menschen.

Die österreichische Regierung ist von mir mehr als einmal wegen der Liberalität und Humanität gerühmt worden, mit der sie sowohl, als ihre Großen, alles öffentlich und gemeinnützig zu machen sucht, was sonst unter Schloß und Kiegel, und meistens nur für den Genuß des Reichen gehalten wird. Ich habe es mehr als einmal gepriesen, daß alles Schöne und Merkwürdige dieser Stadt und ihrer Umgebungen jedem zum

Vergnügen und zur Belehrung und Bildung offen steht; wie der Fremde und Einheimische mit Artigkeit behandelt wird, wo an andern Orten die Grobheit zu thronen pflegt; wie sorgsam die Polizey für alles wacht, was für die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Publikums dient. Aber alles dieses, was ist es, wenn man dem Menschen sein Erstes vorenthält? was ist es, als eine kluge Gängeley, die keiner Regierung erlaubt ist, als Einschläferung seiner edelsten Kräfte und Unterdrückung des heiligen Rechts, was jeder Mensch hat, sich seines eignen Daseyns lebendig und vollständig bewußt zu werden, ehe er daran denkt, daß ein Staat in der Welt sey? Ehe man dem Wiener diese Freyheit wieder giebt, ehe man ihm erlaubt, sich auf den unermesslichen Gefilden des Geistes zu tummeln, ehe wird er nicht anders werden, man mag so viel an ihm flicken und bilden, als man will, und über die guten öffentlichen Anstalten und Einrichtungen in alle Länder hinaufposaunen. Sie helfen nichts, wenn der Mensch sich nicht über alle Dinge vom Fop bis zur Ceder laut machen und mittheilen darf, und das ist in Wien seit Joseph* wieder Kontrebande. Freylich hatte man mir es übertrieben, und ich fand es so arg nicht, als das Gerücht** sagte; aber eine allgemeine Behutsamkeit und Furcht vor der Polizey war offenbar da; und bey Worten, die an andern Orten von den gemeinsten Lippen hervorbrechen, spigten die Leute hier die Ohren, und riefen: c'est un grand mot à Vienne. Man vermeidet wohlbedächtlich, über Religion und Politik zu sprechen, oder über die

* Gemeint ist: seit Josefs Tod.

** = Gericht.

großen Gegenstände des Tages, und eben so behutsam geht man mit der großen Schöpferin der Dinge, der Philosophie, um. Wenn nun über diese Dinge der Mund verstopft ist, so erstarrt der Geist allmählig, und so wird die Gelassenheit der Wiener erklärlich, wie ihre Unbehüllichkeit im Urtheilen über feinere Gegenstände auch des gemeinen Lebens, oder gar des Geschmacks. So bleibt ihnen Schauspiel und Oper, so das zahlreiche Heer der öffentlichen Freuden, die die Menschen sonst bilden, unwirksam, und sie genießen es fast mit gleichen Sinnen, wie die gebackenen Hendl und gefüllten Kapauern.

Man glaube aber nicht, daß diese Polizey übrigens die Wiener zu Sklaven, oder gar zu misträuischen und niederträchtigen Schurken und Spionen gemacht habe. Nein, sie sind ein biederes und braves Volk, dienstfertig und frohherzig, gutmüthig und vergnügenliebend, wie es nur eines giebt, und man sehnt sich oft unter so gute Menschen wieder zurück, wenn man einmal aus ihrer Mitte gestoßen ist. Man macht es ihnen im nördlichen und hungrigen Vaterlande gewöhnlich zum Vorwurf, daß sie Vergnügen und Wohlleben zu sehr lieben, und nicht genug arbeiten. Das finde ich lächerlich. Da sie leben und gut leben können, wie sie leben, so wären sie Thoren, sich unnütz abzuarbeiten, wie freylich in den Sandwüsten der Mark und in andern hungrigen Gegenden der arme Bürger thun muß, der am Ende doch nicht so viel übrig hat, daß er des Sonntags sich einen frohen Tag machen kann. Auch das Vergnügen ist Pflicht, und wird bey den meisten Menschen durch das Bedürfniß seine rechte Gränze finden. Ich vertheidige da-

mit die reichen Müßiggänger nicht, die im ererbten Gelde ein Vorrecht zu haben meynen, nichts zu thun, als es zu verzehren. Sie haben ihre Strafe bey sich, die sie nicht so leicht durch das Leben schlendern läßt, als die Unerfahrenen meynen.

Nun zu euch, ihr holden Geschöpfe, die das Leben erst zum Leben machen, und allen Freuden die rechte Würze geben, zu euch, ihr schönen Wienerinnen, nachdem ich euren Männern die Wahrheit gesagt habe. Ihr habt nichts zu fürchten; wie ihr immer seyn mögt, doch hört ihr nie auf, liebenswürdig zu seyn, und mit süßen Waffen eure Gegner zu besiegen. Doch ich muß umlenken, weil man sein eignes Lob nicht gern so geradezu hört, und in der dritten Person von euch reden. Ich habe die Männer in Wien schön genannt, wie sollten es denn die Weiber nicht seyn? Ja sie sind es und können feck die meisten Städte auf die Schönheit ausfordern. Fast alle Mädchen und Frauen in den Jahren der Blüthe sind schön gewachsen, voll und schlank, und wissen ihren Leib wohl vor der Welt zu tragen. Ihre Wangen blühen frisch wie die Rosen, und ihren Augen fehlt es nicht an Feuer zu zünden und zu erwärmen, was auch Herr Nikolai sagt*. Aber bey ihrem

* Beschreibung einer Reise usw. 5 (1785): 295 f.: „Nicht als ob es nicht geistreiche Augen in Wien gäbe. Wer würde das läugnen! Ich wollte selbst solche Augen namentlich anführen. Aber im Allgemeinen ist Annehmlichkeit und Lieblichkeit eher der Hauptcharakter. Was die Franzosen in verschiedenen Nuancen: *sémillant*, *petillant*, *spirituel* usw. nennen, wird man in österreichischen Augen weniger finden; und wo es ist, ist es mit dem sanften sehr modificirt. Ich glaube bey sehr aufmerkamer Beobachtung auf den Nationalcharakter, der im weiblichen Geschlechte bey dem ersten Anblicke immer

gewöhnlich so schönen Teint, selbst wenn er etwas ins Bleiche fallen sollte, haben die meisten die Unart, sich zu schminken, und die alternden thun dies mit einer abscheulichen Impertinenz, so daß man über ihre Röthe roth werden mögte. Es ist eine Lust, so an einem öffentlichen Orte, z. B. im Prater, still zu stehen und so viele schöne und lustige Gestalten vorbeypassiren zu lassen. Da findet man sie denn aus allen Klassen und in allen Altern, die zarten Schößlinge, die holden Knospen, denen man einen heitern Himmel und milde Luft wünschen muß, und die, welche in tausendblättriger Schönheit prangen, wie die, welche die welkenden Blätter schon zusammenlegen und überstreichen müssen, damit ihre Blöße nicht so durchscheine. Aber immer, wo man auch sey, bringt man die Bemerkung mit, daß Wien mit Recht den Namen einer schönweibrigen Stadt verdiene. Wenn man nun aber fragt, wie es mit dem Geiste dieser holden Geschöpfe aussieht, so ist die Antwort, eben so gut, als an den meisten andern Orten, wo doch immer das Weib auch in Rücksicht des Wissens noch unter Vormundschaft gehalten wird, und selten an der Bildung der Männer gleichen Theil hat. Freylich wenn die Männer sind, wie ich sie eben geschildert habe, so kann man davon eben keinen günstigen Schluß auf die Weiber machen, und diese dürfen ihren Herren unmöglich so

sichtbarer ist, oft neben dem Liebreize der österreichischen Augen etwas sonderbar mattes, trübes, wahrgenommen zu haben, welches eher aufs schmachtende deutet. Einigemal ist's mir begegnet, daß ich an einem schönen weiblichen Gesichte ein paar blizende Augen sah, die mir gegen Andere unterscheidend schienen! und siehe da! bey nähern Nachfragen war die Person eine Ungarinn.“

weit voraus seyn, daß sie sich zu schämen hätten. Die schönen Kinder lernen meistens französisch und italiänisch, wie man diese Sprachen an den meisten Orten lernt, und Musik fast ohne Ausnahme, weil diese Kunst hier durchaus zur Bildung eines Fräuleins gehört, und diejenige, die nicht ein Bißchen klumpen könnte, eine schlechte Rolle in der Gesellschaft spielen würde. Diese und die gemeinen kleinen Weiberarbeiten sind hier die Hauptsache, und an Erleuchtung des Kopfes und Bildung eines feinen Geschmacks ist freylich gar nicht zu denken, und die Klage, die man bey den Männern führt, gilt auch bey den Weibern, daß sie bey aller Schönheit viel Leere haben, immer aber doch mehr Leben und Munterkeit, als die Männer; wie denn das Weib von der Natur einmal den Vorzug hat, von der äußern Lage der Dinge nicht so sehr mitgenommen zu werden als der Mann, und im Sturm der Welt und des Lebens ihre Eigenthümlichkeit und Weiblichkeit reiner zu bewahren. Eine Kunst verstehen die schönen Wienerinnen sehr gut, sich geschmackvoll zu kleiden, mit der größten Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in den Anzügen. Will man sie an ihrer Stelle sehen, so muß man die schönen Sommermorgen in den Augarten gehen, wo sie ihre Morgenandacht halten, besonders an den Tagen, wenn die Akademien sind*. Auch des Abends auf der Bastei hat man einen guten Standort, aber da laufen bey den Lichtern manche geschminkte Gesichter auf Kosten der übrigen mit durch, und das sollte nicht seyn.

Was hier von den Sitten zu sagen wäre, weiß jeder schon vorher, der große Städte und die Denkungsart

* Vgl. S. 41 f.

der Zeit über diesen Punkt kennt. Sie sind natürlich ziemlich lose bey Männern und Weibern, und es finden sich, die aus der Losheit der Sitten ein förmliches Gewerbe machen. Da kann man Wien nicht mehr zur Last legen, als was von andern großen Städten gilt. Zahllos ist hier übrigens die Klasse hübscher Stubenmädchen, die auch ihre Tage haben, wo sie als Damen im feinsten Muselin und in atlassenen Schuhen erscheinen, und in Fiakern fest durch die Straßen rollen. Diese werden meist aus den Provinzen rekrutirt, aus Linz, Passau und andern Städtchen, wo es feine Mädels giebt. Man sieht dies ganze Geschlecht, die Köchinnen und Wäscherinnen in einer schönen Schlangenhaut an Sonntagen im Prater und auf den Dörfern, nachdem sie den Staub der Woche und die Küchenschürze und Haube abgelegt haben. Sie sind nicht der unbelustigendste Theil des schönen Gewimmels, und mancher fehlt es an nichts, als dem Zufall, um in der glänzendsten Equipage, von 6 Schimmeln gezogen, als Königin unter den Frauen zu schimmern. Sie thun es übrigens in Feinheit der Stoffe und Aufsäzen* und Pracht den ersten Damen gleich. — Die ehrbaren Bürgerinnen und ihre Töchter, die noch auf alte Sitte halten, gehen nach Art der Großmutter in Rock und Schürze und mit einem feinen Kamisöhlchen und einer Mütze auf dem Kopfe, deren Spiegel fast aus purem Golde besteht. Ihre Kleider sind übrigens kostbar seidene, oder aus den feinsten baumwollenen Zeugen, und auch die Schuhe reich mit Gold und Silber gestickt. Man glaubt nicht, wie schön diese Tracht den schön-

* = Frisuren.

gewachsenen Bürgerinnen steht, daß man selbst oft versucht wird, sie dem leichten Schwung des griechischen Gewandes vorzuziehen, was unsere vornehmere Welt aus den Händen der Grazien empfangen zu haben meint. Diese goldmützigen Frauen und Mädchen hüten sich übrigens wohl, mit den Kammerjungfern und Dienstmädchen in eine Klasse vermischt zu werden, ungeachtet diese sie an modischer Eleganz und Verfeinerung überhohlen.

Der Ton ist übrigens so gezwungen nicht, als man nach der Steifheit der Leute denken sollte — ich rede hier von den gewöhnlichen Zirkeln des Mittelstandes — sondern es geht ziemlich leicht her, und man ist durch die ewige Vermischung aller Arten auf den öffentlichen Plätzen einmal gewohnt, keine Umstände zu machen, noch zu erwarten. Gastfrey ist man und gefällig, wie man es seit der Ostsee nicht findet, und alles wird gleich wie ein alter Freund vom Hause und in jeder Hinsicht mit dem Größten und Vornehmsten gleich behandelt. Doch ist Eines hier, was vielleicht von der ehemaligen spanischen Grandezza und der Menge Magnaten aller Art herrührt, die sich hier eingemischt haben; man macht nemlich in ächt aristokratischem Sinn lächerliche Klassifikationen, die den titelreichen Deutschen überall so sehr auszeichnen. Alles was von gutem Mittelstande ist und zu den gebildeten Klassen gehört, Kaufleute, Künstler, Gelehrte, Beamte passiren unter dem Namen Herr von, und ihre Weiber und Töchter heißen Gnädige Frau und Fräulein; von dem untern Theil gerufen, hört man immer nur Ihr Gnaden. Damit nun aber die wirklichen Edelleute hiebey nicht verlieren, so nennen sie sich Edler

von⁺, welches freylich in der Unterhaltung wegfällt, wo man mit dem Herr von allenthalben durchkömmt. Die nun hieran zunächst gränzen, oder die man nicht recht zu nennen und zu klassificiren weiß, laufen alle unter dem Namen Monsieur, der daher wenig beliebt ist. Herr übrigens ist das gemeinste, was es giebt und so nennt man jeden Unbekannten, den man anredet, sey es auch der lumpigste Sackträger. Das Wort der Herr ist hier ungefähr synonym mit dem Er im untern und mittlern Teutschlande.

Der Hof. Die Großen.

Die kaiserliche Familie lebt ganz still und eingezogen, ohne den Schwarm eines glänzenden Hofes immer um sich zu haben und die Sklavin vieler Sklaven zu seyn. Den Sommer bringt sie gewöhnlich in Laxenburg zu, von wo der Kaiser des Morgens sich an Audienztagen, oder bey wichtigen Angelegenheiten in die Residenz begiebt. Auch wenn sie ins Schauspiel kommen, bleiben sie selten die Nacht in der Stadt. Ich habe an einer andern Stelle** von Laxenburg eine kleine Skizze entworfen, die ihr Leben so ziemlich schildert. Im Winter leben sie gewöhnlich in Wien und wohnen den Vergnügungen und Festen bey, die diese kurzen und traurigen Tage verjagen helfen. Aber auch dann leben sie wie man sagt, außer den solennen Tagen ohne Prunk

* Unrichtig; „Edler von“ eignete und eignet bloß einer bestimmten, der untersten Stufe des österreichischen Adels.

** Vgl. S. 48 f.

und Etikette. Mehr Getümmel und Pracht machen nun die Magnaten Ungerns, Böhmens und Oesterreichs, die in dieser großen Stadt entweder ihre Einkünfte verzehren, oder durch Bedienungen und Würden daran gebunden sind. Es ist bekannt, wie reiche und mächtige Häuser es unter diesen giebt. Doch ist der reichste Magnat Ungerns Esterhazy* flügelahm geworden, und hat so mit seinen Reichthümern hausgehalten, daß er etwas einhalten und eine Zeitlang auf dem Lande, oder auswärts leben muß, um seine Finanzen zu verbessern, denn in Wien selbst könnte er das nicht vor den Augen der Welt so zeigen und mit einem Male kleiner anfangen, als die Leute von ihm gewohnt waren. Doch lebt er in Ungern immer noch mit einer Art von fürstlichem Hofstaat, obgleich er seine Kapelle abgedankt hat, und auch kein Schauspiel mehr hält. Die Lichtensteine, Auersberge**, und Dietrichsteine sind nächst diesem die ersten, und eine unzählige Menge anderer vom zweyten Range lebt hier, die an jedem andern Orte den ersten einnehmen würde. Diese und die vielen Fremden, die hier eine Zeitlang von großen, oder kleinen Renten leben, die Reichen, die Handel und Industrie, oder Zufall in einer großen Stadt zu versammeln pflegt, helfen den äußern Prunk und die Freude und den Glanz der öffentlichen Tummelplätze vermehren, und bringen auch wirkliches Blut in die Adern des Staats, die durch sie desto schneller umlaufen. Ich habe von diesem Gewühle bey mehreren Gelegenheiten ein kleines Bild entworfen, was

* Nikolaus (1765—1833), ein Enkel des Fürsten Nikolaus Joseph, vgl. S. 147.

** Recte Auersperg.

freylich die Lebendigkeit des wirklichen Lebens nicht erreichen kann. Uebrigens zeigen die Großen keinen Uebermuth und Stolz, und maßen sich an keinem Orte Privilegien an, als die ihnen ihre vollere Börse giebt. Man sieht sie allenthalben unter allerley Menschenkinder gemischt und erkennt sie nur, wann die Fackelträger voran laufen und die schimmernden Heiducken hinten auf den Wagen springen. Sonst hält der Fiaker mit ihnen gleichen Schritt, und sie dürfen kein Vorrecht erpochen, was man ihnen nicht freywillig einräumt. Uebrigens bemerkt man gar keine Tendenz des Volk zu einer Revolution, noch zu gefährlichen Anmerkungen über die Vorrechte der Edlen und Großen, wenn es gleich richtig genug ist, daß Bernadotte* nicht so ganz unschuldig seine Fahnen ausgehängt hatte. Wegen dieser Geschichte sind manche Familien, die 20, 30, 40 Jahre in Wien gewohnt haben, verbannt worden, und viele freylich auf bloßen Verdacht. Man urtheilt über solche Vorfälle immer einseitig, ich will also schweigen und nur das dem Schreien gegen die hiesige Regierung und ihre Maßregeln entgegensetzen, daß die Franzosen es aller Orten eben so und noch ärger machen, und mit Feuer und Schwert verfolgen, die nicht sogleich ihrem Systeme fröhnen. Ist die Sache vielleicht anders, wenn sie eine Demokratie thut? Ist die Censur und der Geisteszwang

* Der nachmalige Kronprinz und König (Karl XIV. Johann) von Schweden, seit Februar 1798 Botschafter der französischen Republik in Wien, hatte am Abend des 13. Aprils d. J. im Geymüller'schen Hause (Wallnerstraße), das er bewohnte, die Trikolore aushängen lassen und hiedurch Anlaß zu einer großen patriotischen Demonstration gegeben, die mit Abreißen und Verbrennen der Fahne endigte. Am 15. April reiste B. mit seinem Personal ab.

weniger groß, wenn der Wind von 500 Regenten* herweht! O wir Kindsköpfe mit unsern Urtheilen! Wann lernen wir doch konsequent seyn? wann werden wir gerecht richten, so verschieden auch die Meynungen seyn mögen?

Ein Weniges über den Bauernstand um Wien.

Oesterreich selbst ist sicher eine der schönsten und reichsten Provinzen des teutschen Reichs, und bringt beynahе alles hervor, was die Menschen selbst zum üppigen Leben bedürfen. Es ist also wohl zu erwarten, daß die Bewohner eines so schönen Landes sich im Wohlstande und in Wohlgemüthigkeit befinden. Es ist bekannt, daß der größte Theil der schönen Dörfer und Güter, die man in Oestreich sieht, meistens dem hohen und niedern Adel gehören; um so mehr muß es auffallen, daß dieser nicht so wuchernd und silzig die Gäfte des Landes an sich saugt, wie es immer bey der Uebermacht war und seyn wird, sondern auch dem Baum, der ihm seine Früchte giebt, den Sonnenschein und Regen des Himmels nicht mißgönnt. Wie ganz anders ist dieses größtentheils im nördlichen Teutschlande**, wo

* Wie damals (1795—99) in Frankreich, wo der „Rat der Fünfhundert“ sich mit dem „Rat der Alten“ in die Gesetzgebung teilte.

** Z. B. in Schwedisch-Pommern; hier trat A. nur wenige Jahre später (1803 „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“) erfolgreich für den Stand, aus dem er selbst hervorgegangen war, ein.

dieser Theil der Staatsbürger, der erste und ehrenvollste, noch immer sehr negerartig, wenn nicht behandelt wird, doch behandelt werden kann. Man sieht bey dem Bauern in Oesterreich im Durchschnitt Wohlseyn und Freude. Er trinkt seinen Wein, ißt sein schönes Brod und seine fette Milch, ohne vor seinem Tyrannen zittern zu müssen, daß er vielleicht in seine Schüssel gucke und mit der Bemerkung von dannen gehe: siehe das ist zu viel; der Bauer ißt gebohren zu arbeiten und sich satt zu essen; was darüber ist, das ist von Uebel, und gehört nach dem Recht der Bibel und Natur seinem gnädigen Herrn. Nein, dafür haben hier die Geseze gesorgt. Die Dörfer sind meistens nett und zierlich, und laufen nach sächsischer Art in einer, oder mehrern langen Gassen hin. Die Häuser sind fast alle von unten auf gemauert, oder aus Bruchsteinen aufgeführt, mit hellen und leichten Fenstern, oft Fensterläden und Chasis, und innen und außen so gepußt, daß man sich recht froh darin fühlt; dagegen fehlen Ziegel- und Strohdach, und man sieht meistens nur Schindeln nach der Art des ganzen Landes, die nur in Wien eine Ausnahme macht. An diese schließen sich dann die Ställe, Korn- und Heuschober eben so nett an; vorne stehen Schattenbäume, oder ein lustiger Kranz von Neben windet sich um die weißen Mauern, und hinten ist meistens ein kleines Gärtchen zu Gartengewächsen und Obst. Gewöhnlich hat der Bauer nach dem Verhältniß seiner Besizungen ein Paar Pferde, einige mächtige Ochsen und mehrere Kühe, alles brav und stattlich von Wuchs, wie er selbst. Denn auch von ihm und seinen Weibern gilt, was ich von der Bildung der Oesterreicher bey Gelegenheit der Wiener gesagt habe. Man

sieht meistens starke und schöne Leute, und so hübsche Weiber und Jungfrauen, als man sie sonst selten unter Bauren findet. Dies ist immer unter vielen andern zweydeutigen Beweisen der sicherste für den Wohlstand der Menschen. Nur mäßige Arbeit und Anstrengung in den Jahren des menschlichen Frühlings macht schöne Körper. Wer immer im Schweiß seines Angesichts den Stock in der Nähe, und kaum ein heißes Brod und in der Ferne ein kümmerliches und frostiges Alter sieht, dem tritt die Gebehrde der Seele zum äußern Körper heraus, eben so wie die Weichlichkeit und Ueppigkeit ihm ihr ekelhaftes Fett und ihre schwammige Gleichgültigkeit anhängt, die nur immer einsaugen, nie sich auspressen lassen will. Freylich wirft man dem Destreicher, wie dem Bayer, mit Recht vor, daß er noch immer ein zu bigottes und priesterliches Geschöpf sey, und meint also, er müsse, weil er solchem Vieh sich so unterbeuge, auch in andrer Rücksicht mit dem Ochsen- und Eselgeschlechte noch sehr verwandt seyn; aber doch ist dies nicht so; die Menschen sind hier weiter in Kultur, als im ärmeren Norden, ihr äußerer Zustand ist besser und der verbessert auch den innern; viel trägt nun auch die nahe Hauptstadt dazu bey. Sie sind ganz vernünftig, bis auf diesen Einen Punkt, und sonst ein eben so guter Schlag Menschen, als die Wiener, dienstfertig und gefällig, aber auch zu langmüthig und bequem, und dem Wohlleben vielleicht zu sehr ergeben. Industrie suche man nicht unter ihnen, noch den Fleiß und die Arbeitsamkeit des Sachsen und Pommers, oder die Gewandtheit des Thüringers und Franken. Sie haben beydes so sehr nicht nöthig. Auch ist ihr Ackerbau, soviel ich davon gesehen habe,

bey weitem nicht mit dem des nördlichen Teutschlands zu vergleichen, und wer da gewesen ist, muß sich hier nothwendig ärgern. Ein anderes ist es mit dem Wein- und Obstbau, und leichteren Arbeiten des Landmanns, die sie recht gut betreiben. Die Viehzucht wird vielleicht nach dem Lande nicht genug getrieben, noch nach dem Vortheil, den sie um Wien bringen könnte. Luxus ist hier allerdings mehr, als wo mehr Armuth und Arbeit ist, aber man fühlt seinen schädlichen Einfluß auf die Sitten und Gesundheit der Menschen nicht recht, obgleich der Bauer hier so gut lebt, als in Sachsen und Thüringen der Edelmann. O da ist doch die Arbeit und Bewegung ein schönes Gut des Menschen, und wir wollen ihm seinen Kaffe, seinen Reis und Braten herzlich gern gönnen und sein gebackenes Hendl alle Sonn- und Festtage, wenn er sie haben kann. Seine Kleidung hat eben nichts ausgezeichnetes vor der gewöhnlichen teutschen Bauerntracht, es sey denn, daß man zuweilen Haarflechten und Zöpfe bey den Weibern, und meistens Strohhüte bey den ärmeren Männern sieht. Die Kon- skription liegt leider auch hier fast ganz auf diesem Stande, und das ist freylich hart, weil auch in Oesterreich meistens nur ein privilegirter Officierstand ist, aber doch ist es nichts gegen das Preußische, wo der Nicht- edelmann fast ohne Ausnahme Gemeiner bleibt, und etwa in 20, 30 Jahren zur untersten Officierstelle rückt, wo Knaben im 13ten, 14ten Jahre stehen. Es läßt sich hierüber manches sagen, das tiefer in das Wohl des Staats eindringt und mit verlornen Schlachten zusammenhängt, als die glauben oder denken mögen, denen man von Jugend auf Brillen auf die Nase zu setzen,

und auf gut Samojedisch ein Brett um den Kopf zu falzen pflegt.

Eine Sonderbarkeit, und zwar eine recht liebe, ist in Wien, daß man lumpigen und unverschämten Pöbel fast nicht findet, sondern alles einen gewissen Grad des Bürgerlichen hat. So ist es auch beynah mit der Sprache, die ächt österreichisch und charakterzeichnend ist, und durch alle Stände vom Sackträger bis zum Magnaten ihre volle und träge Dicktönigkeit behauptet. Ueber diesen sogenannten österreichischen Dialekt ließe sich allein ein Buch schreiben, das belustigend genug seyn würde. Ich will nur Eines sagen, daß die schmeichelnden Diminutiven durchaus für die Dinge sind, die dem fünften und sechsten Sinne dienen.

Personenregister

Adamberger, Antonie 156*.
Adamberger, Maria Anna 156.
Allegri, Gregorio 148*.
Allori, Alessandro 122 f.
Alringer, Johann Bapt. 71*.
Angrisani 167 f.
Arndt, Ludwig Nikolaus IV.
Arneth, Alfred v. 156*.
Arneth, Antonie f. Adamberger.
Arnim, Achim v. XVI*.

Baier, Friedrich Wilhelm 44.
Bartolommed, Fra 122.
Battoni, Pompeo 139.
Bayer f. Baier.
Beethoven 79*, 145, 168*.
Benkowitz, Karl Friedrich XVI.
Bergopzomer, Joh. Baptist 153.
Bertuch, Karl 50*.
Bernadotte 195.
Beyer f. Baier.
Boeckhorst, Johann 141.
Bonaparte XII.
Bourgignon f. Courtois.
Braun, Peter Baron 150, 158*.
Brockhorst f. Boeckhorst.
Brockmann, Joh. Franz Hieron.
152 f.
Bronzino 122.
Brown, John 81*.
Bürger, Sophie f. Stolmers.
Burgsdorff, Wilhelm v. XVI*.
Busi, Giovanni 128*.

Canova, Antonio 135, 137.
Caracci, Agostino 120.
Caracci, Annibale 119.
Caracci, Lodovico 121 f.
Caravaggio, Michelangelo di 126,
142*.
Cariani f. Busi.
Casentini 172.
Cipriani 168.
Clementi, Muzio 149.
Correggio 121 f., 135.
Courtois, Jacques 126.
Crayet, Gaspard de 140, 142.

Denis, Michael 50*, 113.
Dolce, Carlo 123—127, 139.
Donner, Rafael 66, 117.
Dürer 133.
Dyck, van 128 ff., 140, 142.

Eichendorff, Josef Freih. XVI*.
Eichendorff, Wilhelm Freih. XVI*.
Eleonora, Kaiserin 24.
Epée, Charles Michel, Abbé
de l' 51*.
Essen, Graf X.
Esterhazy, Nikolaus Fürst 194.
Esterhazy, Nikolaus Josef Fürst
145, 147, 194*.
Eyck, van 133.

Fanti 134*.
Ferdinand III., Kaiser 66.

Fischer, C. A. XI*.
 Fischer, Julius Wilhelm 71*, 99.
 Fischer v. Erlach, Johann Bernhard 67, 82, 85, 115 f.
 Fischer v. Erlach, Josef Emanuel 82.
 Forster, George XII.
 Franceschini, Marcantonio 118 f., 134, 137.
 Frank, Johann Peter 86 f.
 Franz II., Kaiser 12, 30, 48 ff., 66, 118, 193.
 Friedrich der Große, König 138*.
 Friedrich der Schöne, König 27.
 Füger, Heinrich 113 f.

Gallizin f. Gollizyn.
 Galvani f. Willmann.
 Gentileschi, Drazio 123 f.
 Geng XVI*.
 Gerning, Johann Isaak (Freiherr) XV.
 Giesecke, Karl Ludwig 160*, 163.
 Giordano, Luca 135.
 Giorgione 128.
 Glück 169.
 Goethe X, XV.
 Gollizyn, Dmitrij Fürst 9.
 Gräff, Heinrich II f.
 Gran, Daniel 116.
 Gubig, Friedrich Wilhelm III.

Hafner, Philipp 163*.
 Hagen, Clara v., f. Laudon.
 Hager, Josef XV.
 Haschka, Lorenz Leopold XIII.
 Haydn, Josef 145, 147 ff.
 Haydn, Michael 147.
 Hensler, Karl Friedr. 163.
 Herder XV.
 Hoecke, Johann v. d. 133, 141.
 Homer 37.
 Hugelmann, Franz 75 f., 99.
 Hunczowsky, Johann 91.
 Huysum, Jan van 140.

Jacquet, Maria Anna f. Adamberger.
 Jahn 41.
 Jffland 157*, 158.
 Jordanes 135, 140.
 Josef I., Kaiser 66.
 Josef II., Kaiser 21, 25*, 27, 33, 41, 49 f., 54, 85, 108 f., 113, 114*, 117, 130, 133, 149, 161*, 177, 186.

Kant IX.
 Karl V., Kaiser 127.
 Karl VI., Kaiser 82, 115 f., 133.
 Karl XIV. Johann, König f. Bernadotte.
 Kauffmann, Angelika 132.
 Kaunig, 84.
 Kerner, Justinus XVI*.
 Klingmann, Philipp 154 f.
 Körner, Theod. 156*.
 Kosegarten, Ludwig Theobul IV.
 Kogebue, August v. 81*, 150, 157*, 158, 159*.
 Kogeluch, Leopold 145.
 Kramer 99.
 Kranach 133.
 Kreuzer, Rodolphe 148.
 Krommer, Franz 145.
 Küttner, Karl Gottlob XIV, XVI, 71*.

Lacy, Franz Moriz Graf 21, 179.
 Lange, Josef 154 f.
 La Roche, Johann 162, 164 f.
 Laszy f. Lacy.
 Laudon, Klara Gräfin 24, 26.
 Laudon, Ernst Gideon Graf 24, 25 f., 117.
 Leonardo 138 f.
 Leopold I., Kaiser 24*, 65 f.
 Leopold II., Kaiser 117, 149.
 Leopold Wilhelm, Erzherzog 133.
 Liechtenstein, Alois Josef Fürst 68, 90, 134.

- Liechtenstein, Franz Josef Fürst 134*.
 Liechtenstein, Johann Adam Andreas Fürst 143*.
 Liechtenstein, Josef Wenzel Fürst 69, 134, 138*, 143.
 Liechtenstein, Karoline Fürstin 68.
 Liechtenstein, Leopoldine Fürstin 134.
 Loos 168 f.
 Lübeck, Dr. V.
 Ludwig, Kaiser 29.
Mack, Karl Freiherr v. 179.
 Mai f. May.
 Managetta, Philipp v. 21*.
 Manderscheid f. Liechtenstein, Karoline.
 Maratti, Carlo 135 f.
 Marchesi 167.
 Maria Christine, Erzherzogin 84.
 Maria Theresia, Kaiserin 21*, 54*, 69, 115, 133.
 Maria Theresia von Sizilien, Kaiserin 48 f.
 Marinelli, Karl Edler v. 75, 161 f.
 Maron, Anton 133.
 Mathioli, Lorenzo 64*.
 Maximilian, Kurfürst von Köln 24*.
 May, Josef 51.
 Mayer, Karl 163*.
 Mayer, Josefa f. Bigano.
 Mayr, Karl V.
 Mazzuoli, Francesco 121*.
 Mengs, Rafael 124 f.
 Metternich f. Liechtenstein, Karoline.
 Megler f. Giesecke.
 Mieris, Frans van 129.
 Migaçzi, Christoph B. Kardinal 109.
 Milani, Johann 99.
 Mösle, Edler v. V.
 Motherby Johanna V.
 Motherby, William V. 87*.
 Mozart 145*, 148 f., 160, 169.
 Müller, Adam v. XVI*.
 Müller, Joh. Heinr. Friedr. 153 f.
 Müller, Wenzel 162.
Nicolai, Christoph Friedrich XI bis XVI, 16*, 51, 71*, 93, 99*, 109 f.+, 188.
 Nösfeld f. Kösfeld.
 North, Dr. 55, 57 ff., 61 ff.
Parneggianino f. Mazzuoli.
 Parrhammer, Ignaz 79.
 Pergolese, Giovanni Battista 148.
 Perinet, Joachim 163.
 Perugino, Pietro 126.
 Pindar 3.
 Pius VI., Papst 24.
 Pordenone f. Sacchis.
 Poussin, Nicolas 125, 138, 140.
Quesnel, du 171 f.
Raffael 122, 125 f., 136, 139.
 Rambach, Friedrich Eberhard 157*.
 Razumovskij, Andreij K. Graf 79.
 Reichardt, Johann Friedrich XVI.
 Reigenstein, Karl Freiherr v. XV.
 Rembrandt 128, 140.
 Reni, Guido 119 f., 122, 126 f., 134—140.
 Reynolds 142.
 Rezzonico 135*.
 Kösfeld 116.
 Romano, Giulio 125, 126*.
 Romanzow, Graf 7.
 Roose, Friedrich 156.
 Rosa, Josef 118.
 Rosa, Salvatore 126.
 Rousseau IX.
 Rubens 128—132, 140—143.
 Rudolf I., deutscher König 116.
Sacchis, Giovanni Antonio de 127*.
 Galieri, Antonio 169.
 Calvi f. Cassoferrato.
 Sanchez, Thomas 61.

- Sander, Heinrich XIV f.
 Sandrart, Joachim v. 95, 133.
 Sarco, Andrea del 122, 124.
 Sassoferrato 125.
 Schikaneder, Emanuel 10, 42,
 47, 82, 159 ff., 163 f., 166.
 Schlegel, August Wilhelm XVI*.
 Schlegel, Dorothea XVI*.
 Schlegel, Friedrich XVI*.
 Schlegel, J. H. G. XV*.
 Schröder, Friedrich Ludwig 154,
 158.
 Schröder, Sophie s. Stolmers.
 Schulz, Joachim Christoph Fried-
 rich XII, XV f., 71*, 103.
 Schwarzenberg, Joh. Jos. Nep.
 Fürst 82.
 Seckendorff, Leo Freih. v. XVI.
 Seume, Johann Gottfried VIII,
 XII, XVI.
 Simoni 168.
 Smets s. Stolmers.
 Snayers, Pieter 140.
 Snijders, Frans 140*.
 Soliman II., Sultan 127.
 Solimena, Francesco 133.
 Starhemberg, Ernst Rüdiger
 Graf 96.
 Stein, Freiherr vom 3*.
 Stephanie, Christian Gottlob
 154*.
 Stephanie, Gottlieb 154.
 Stolmers, Johann Nikolaus 157*.
 Stolmers, Sophie 157 f.
 Stuver, Johann Georg 10, 15 ff.
- Süßmilch, Joh. Peter 71*.
 Swieten, Gottfr. Freiherr v. 116*.
 Taroni 99*, 140.
 Tassis, Marie Louise de 142.
 Teniers 129, 140.
 Thümmel, A. M. v. 157*, 158.
 Tieck XVI*.
 Tintoretto 139.
 Tizian 126 f., 138.
 Tomeoni, Mlle 168.
 Tomeoni-Dutilleu, Irene 168.
 Trautson, Fürst 85.
 Turchi, Alessandro 136.
 Venturini 172 f.
 Veronese 126.
 Bigano, Josefa Maria 170, 172.
 Bigano, Salvatore 170 ff.
- Weigel, Christian Ehrenfried
 (Baron) V, 87*.
 Weiffenthurn, Johanna Granul
 v. 156 f.
 Werff, Adriaen v. d. 140.
 Werner, Zacharias XVI*.
 Wieland 37.
 Willmann, Magdalena 168.
 Winter, Peter v. 161.
 Wouvermann, Philips 140.
 Wranitzky, Paul 145.
 Bauner, Franz v. 50*, 113 f.
 Ziegler, Friedrich Wilhelm 151 f.,
 155 f.

Date Due

PRINTED IN U. S. A.



CAT. NO. 23233

DB 853 .A6
Arndt, Ernst Moritz, 1769
Wien, eingeleitet und erläutert

010101 000



0 1163 0215801 3
TRENT UNIVERSITY

DB853 .A6

Arndt, Ernst Moritz

... Wien, eingeleitet und
erläutert.

DATE

ISSUED TO

33888

